Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis

- Eingelesene Fassung.

Decerto für



& Unglaublichkeiten.com

http://ns-archiv.national-socialism.org - http://www.unglaublichkeiten.com

(Fassung: Lenzing 2011 u.Z.)

Anmerkung zum eBuch:

Die vorliegende Schrift, **Dietrich Eckart - Ein Vermächtnis**, wurde eingelesen und geringfügig nachbearbeitet. Einige Seiten sind nicht perfekt gerade gedreht, sollten aber durchweg lesbar sein - und darum geht es hier schließlich.

Dieses eBuch ist Teil der Quellensammlung des NS-Archivs über den Nationalsozialismus.

Zum Inhalt:

Alfred Rosenberg zeichnet hier ein Lebensbild des großen Kämpfers für die deutsche Sache und völkischen Schriftstellers und Dichters Dietrich Eckart, dessen Freund und Weggefährte bei der Zeitung „Auf gut Deutsch“ er war. Neben einigen Worten Rosenbergs zu historischen Ereignissen wie z.B. dem fehlgeschlagenen Hitler-Ludendorff-Putsch, finden sich auch vor allem Gedichte Eckarts, ein wirklich sehr knapper Einstieg in dessen literarisches Schaffen, sowie eine lesenswerte Abhandlung zum Judentum aus der Feder Eckarts.

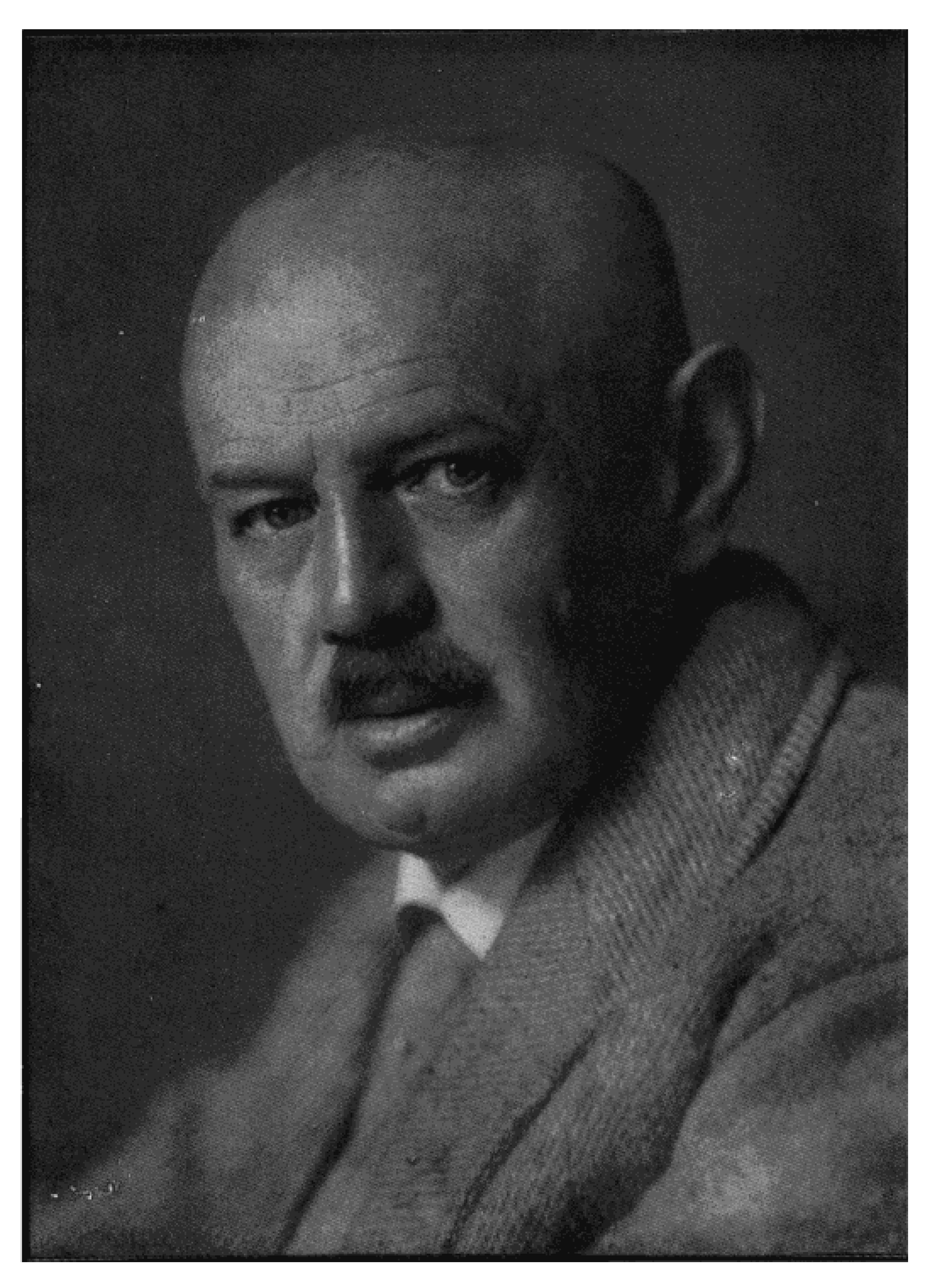
Inhalt des eBuches

ALFRED ROSENBERG

Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis

Dietrich Eckart, ein Vermächtnis



Dietrich Eckart

Geboren am 23. März 1868 — gestorben am 26. Dezember 1923

Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis



Herausgegeben und eingeleitet von

Alfred Rosenberg

1928

Verlag Frz. Eher Nachf., München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Inhalt

V o r w o r t

Als Ende Dezember 1923 die Nachricht vom plötzlichen Tode Dietrich Eckarts seine Freunde ereilte, erschien sie allen unfaßbarer als eine andere Todesmeldung. Gar zu tief hatten sie die große Lebenskraft dieses Mannes empfunden, die Stärke seines Temperaments, das Ungestüme seines Willens. Fünf Jahre eines unermüdlichen Kampfes hatten bei allen, die Dietrich Eckart kannten, den unauslöschlichen Eindruck einer eigenartigen, eigenwilligen, selbstbewußten Persönlichkeit hervorgerufen, ein Erlebnis, das gerade in Zeiten der Gesinnungsverlumpung und der Charakterverflachung wie die unsrige mit doppelter Nachhaltigkeit sich auswirkte.

So kommt es, daß auch jetzt noch bei jedem Gedenken an den unerschrockenen Mann seelische Kraftströme vom Grab in Berchtesgaden ausgehen, deren wir mehr denn je bedürfen, da der Meineid noch immer triumphiert und die vollendete Schamlosigkeit der Zeit ihren Stempel noch unverhohlener als früher aufs Gesicht drückt.

Diese Gedenkblätter sollen dazu beitragen, das Andenken an einen der Besten des deutschen Volkes wach zu erhalten, zugleich aber mit Stolz daran erinnern, in w e s s e n Reihen Dietrich Eckart für eine deutsche Zukunft gekämpft hat.

Und schließlich sollen die kurzen Leitworte einen kleinen Teil des Dankes darstellen, den der Herausgeber Dietrich Eckart schuldet; zuerst als seinem selbstlosen Förderer, dann als seinem Freunde. Mit vielen Deutschen empfinde ich es als Pflicht, daß Dietrich Eckarts Name und Werk gehütet und gepflegt werden, bis zu dem Tage, da beides Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden ist.

M ü n c h e n, im November 1927.

Der Herausgeber.

Dietrich Eckart

Ein deutsches Leben

Dietrich Eckart

(Geboren am 23. März 1868 in Neumarkt in der Oberpfalz, gestorben am 26. Dezember 1923 in Berchtesgaden.)

Erster Abschnitt

Ein originaler Mensch zu sein, ist nicht nur heute in der Demokratie ein Verbrechen, die Mehrheiten züchtet, um zu vegetieren, nicht einzelne Starke gebiert, um fruchttragend zu leben: Ein Selbst darzustellen, war auch vor der Revolte des Jahres 1918 eine Unbequemlichkeit. Man liebte es nicht an höchsten Stellen, wenn selbstsichere Charaktere laut eigene Meinungen äußerten; weiter unten wurde das Bürgertum in fester Untertanentreue erhalten, während die Sozialdemokratie wiederum in ihrem Bereich alle Köpfe kappte, die über den marxistischen Katechismus selbständig zu denken wagten. So war denn auch die Revolution keine organisch bedingte Erhebung der Massen mit einzelnen Großen an der Spitze, sondern grauenhaftes und aufgeblähtes, kopfloses Spießbürgertum; manchmal gemäßigt, manchmal wild geworden. Immer aber klein, instinktlos und richtungslos. Spießbürgerlich waren selbst die Räterepublikaner, soweit nicht syrisches Gift verdummte Haufen rasend gemacht hatte.

Heute ist alles, nach der Oberfläche zu urteilen, stabilisiert. Die Währung, die Demokratie, die Meinung der republikanischen und monarchistischen Untertanen. Die Uniformierung ist zum Lebensgesetz beim herrschenden Unterdurchschnitt des „anderen Deutschlands" erhoben. Und wer dagegen sich etwa aufzulehnen erdreisten sollte, für dessen Wohlergehen sorgt liebevoll das Gesetz zum Schutz der sogenannten Republik.

Der etwas aufgerührte geistige Morast ist scheinbar beruhigt. Er hatte die heimgekehrten Frontkrieger warm um-

hüllt und saugt mit zäher Kraft das noch Widerstrebende in die glucksende Tiefe des Weltgewissens. Bis zur nächsten Katastrophe.

In Ibsens Sprache: der Troll regiert die Stunde, der Untermensch herrscht über den Menschen. Das Zeitalter der Demokratie erlebt seine letzte Offenbarung.

In solchen Epochen sind Originale immer revolutionär. Sei es im Leben, sei es in der Kunst, sei es in der Politik. Und finden sie keine Form für ihre restlose Selbstverwirklichung, dann müssen sie in peinvollster innerer Aufspaltung sich durchs Leben schlagen, ohne jene Früchte tragen zu können, die sie unter andern Umständen verschwenderisch gebracht hätten.

Auch Dietrich Eckart, der Dichter, ein Sohn der bayerischen Oberpfalz, war innerlich ein solcher Rebell, ein originales Selbst, leidenschaftlich, kraus, vornehm und brutal, voll drängender Kräfte, und deshalb bis an sein Ende von echter Wut erfüllt gegen den braven Untertan von 1890 und 1919. Er war Dramatiker im Leben, nicht nur am Schreibtisch, er anerkannte zwar die Ideen von Ruhe und Ordnung im metaphysisch-kosmischen Sinne, empfand aber ein natürliches Unbehagen, wenn bedächtige Hohlköpfe sie als Schutzschilde vor ihre geistige Zwerghaftigkeit hielten. Und doch brauchte Eckart stets Menschen um sich: weil er zwar die „Welt als Wille und Vorstellung" verehrte, aber doch nicht ein buddhistisches, sondern ein germanisches Temperament besaß, das gern erzählte; sich, als Dramatiker, auch wohl gerne selbst reden hörte; sich aber auch mit Hingabe an hartem Stein entzündete, um Funken zu erzeugen. Diese Veranlagung brachte Eckart bereits als Jungen in kräftige Konflikte mit seinem Vater, dem Justizrat Eckart in Neumarkt in der Oberpfalz. Dieser hatte einen ebenso kantigen Schädel, schritt ebenso robust und elastisch daher wie sein

Sprößling, was alles zusammen das Kapitel Väter und Söhne um eine Anzahl dramatischer Einzelheiten vermehrte.

Ein Jugendfreund Eckarts, der Kunstmaler Albert Reich in München, erzählt:

„Es werden noch viele im Städtchen sein, die sich noch an den alten Justizrat Eckart erinnern, an sein schönes Fuhrwerk, an sein Donnern und Poltern, gefürchtet und doch geachtet von allen Bürgern und Bäuerlein der Umgebung: Wie der Vater, so war der Jung-Dietrich, rauh und kernig, und gleich eisenfeste Dickschädel prallten hier aufeinander. Gar manchmal erzählt er, wie ihm der Vater einmal die Kleider wegnahm, damit er nicht zum Stammtisch könnte, der junge Student ging aber mit Unterhose und Schlafrock bei grimmiger Kälte in den geliebten „Stern". Nie haben ihn, auch später, die verschiedensten Lebenslagen, die er ja alle durchgekostet, niedergezwungen, stets wußte er sich selbst zu helfen, stets blieb er ihr Meister."

Dieses unbändige Temperament brachte Eckart auch als Student in Konflikt mit Korpswesen und festen, überlieferten Formen. Auch hier anerkannte er später die Notwendigkeit gesellschaftlicher Bindungen, ja sogar Konventionen, sah sich aber außerstande, in ihrem Gehege zu leben. Ein längeres Gleichmaß der Dinge brachte ihn zur Verzweiflung und führte zu gewaltsamen Ausbrüchen. Säbelmensuren, Aufgabe des begonnenen medizinischen Studiums waren die Folge. Zugleich aber wurde eine Leidenschaft Herr über Eckart, die ihn an den Rand des Verderbens brachte.

Eckart war in jungen Jahren Morphinist. Ohne das süße Gift konnte er nicht leben und setzte die ganze Schlauheit eines von dieser Leidenschaft Besessenen daran, sich immer neue Dosen zu beschaffen. Er nahm schließlich täglich Portionen zu sich, an denen ein gewöhnlicher, nicht so bären-

stark veranlagter Mensch gestorben wäre. Eckart mußte schließlich in eine Nervenheilanstalt.

Hier fand er plötzlich eine ganz merkwürdige Umgebung. Sanfte Melancholiker, tobende Hysteriker gaben ihm Stoff zu tiefen Beobachtungen, und wenn Eckart später sein inneres Leben mit dem des Peer Gynt verglich, so gab auch das äußere dazu Berechtigung im Hinblick auf die Kur in der Heilanstalt. Der allgemein-menschliche Wahn schien Eckart hier nur in höchster Steigerung entgegenzutreten, aber zugleich der ungebändigte, ungestüme Wille bzw. Trieb der ganzen Schöpfung. Einmal entsprang ein Tobsüchtiger seiner Zelle und lief fast nackt in den Garten und dann durch eine für undurchdringlich erklärte Dornenhecke. Er konnte erst viel später schwer blutend eingebracht werden. Alles Unterbewußte, durch Zucht, Gewissen oder andere Kräfte Zurückgedämmte erschien mit doppelter Gewalt an der Oberfläche. Es zeigte Eckart, daß in jeder großen, ungehemmten Leidenschaft ein W a h n verborgen liege, der beim Wachen nur ein Ziel, einen S i n n erhalte, welcher dem geistig Umnachteten bei gleichem Ausbruch fehle, daß somit jede große Leistung mit einem Stück Wahn-Sinn versehen sei: Was Goethe einst so schmerzhaft empfunden, was Bismarck in Weinkrämpfe versetzt hatte, was der aufmerksame Eckart unmittelbar beobachten — und mitempfinden — konnte. Diese rein menschlichen Eindrücke haben sein späteres Schaffen stark beeinflußt; namentlich die Nachdichtung des „Peer Gynt" und der „Lorenzaccio"[1] bedeuten ihre künstlerische Formgebung, aber auch der ihm von seiner Natur vorgezeichnete Weg zum Denken Schopenhauers war dadurch innerlich eingeschlagen worden.

Eckart suchte und fand ins Ungebundene. Er wurde (ab 1894) Kritiker der Bayreuther Festspiele für verschiedene Blätter, Mitarbeiter von Zeitschriften, siedelte dann über

nach Berlin. Und verlebte dort als Schriftsteller, Propagandist eines industriellen Unternehmens, kurze Zeit als Redakteur im „Lokal-Anzeiger" usw. ganze zwölf Hungerjahre.

Von ihnen hat er später oft in launiger Weise erzählt. Es kam vor, daß er ohne einen Pfennig in der Tasche, obdachlos, manche Nächte auf verlassenen Gartenbänken Berlins zubringen mußte. Von einer solchen „durchwachten Nacht" mußte er dann einmal zum Generalintendanten v. Haeseler. Vom frühen Morgen an suchte er bei allen Bekannten die hierzu erforderlichen Kleidungsstücke zusammen, und der vornehme Herr v. Haeseler hat sich sicher nicht träumen lassen, daß der Mann, mit dem er über ein Theaterstück zu unterhandeln hatte, keinen ganzen Anzug mehr besaß ...

Aber dieses Auf und Nieder war in Eckarts Leben nie das Wesentliche. Wichtig waren ihm nur sein innerer Zustand und die Gedanken, die dadurch geweckt wurden. Über diesen seinen Zustand um das Jahr 1895 gibt eine Widmung Kunde, die er einem Jugendfreunde in Neumarkt in den „Tannhäuser auf Urlaub" schrieb:

> Du sahst mich oft, in Träume tief versunken,
> Und sahst mich wieder kämpfen, ringen, streben;
> Du sahst mich jubeln oft, von Liebe trunken,
> Und sahst mit Haß befleckt mein junges Leben;
> Der Wahrheit sucht' ich einen Weg zu bahnen,
> Und, ach, ich hab' sie selber oft verraten,
> Die Freiheit schrieb ich stolz auf meine Fahnen
> Und war mit schweren Ketten selbst beladen;
> Ich rang nach Licht aus eignen Finsternissen
> Und lachte laut, dieweil mein Herz zerrissen:
> Treu bin ich mir in Wahrheit nie geblieben,
> In einem nur, dich immer treu zu lieben.

Eckart wußte, als er diese noch etwas unreifen Verse schrieb, es damals noch nicht, daß gerade dieses Kas-

kadenhafte sein eigenes Selbst war, und daß dieses von ihm als quälend empfundene Urplötzliche seinen charakteristischen Wesenszug ausmachte, der seiner Dichtung ebensosehr das Gepräge gab wie seinem äußeren Leben.

Hier kann eine Frage nicht unerwähnt bleiben: Eckarts Stellung zur Frau. Ich weiß, daß ich nicht fehl gehe, wenn ich hier einen Punkt andeute, der eine tiefe Tragik in Dietrich Eckarts Leben darstellt. Es ist dies eine Parallelerscheinung zum ähnlichen Temperament Artur Schopenhauers. Eckart sah einen Hang zum Nichtigen als das Wesentliche beim Weibe an, erklärte sie für unfähig, das Tiefe wirklich zu erfassen, sprach ihr gelegentlich das Wollen hierzu gänzlich ab. Höflichkeit der Frau gegenüber hatte er eine besondere Antipathie und erklärte diese als ein Zeichen unserer femininen Zeit. Das Weib sei Natur, kaum mehr. Es werde im „Peer Gynt" durch die dem Reiche der Trolle entstammende Grüne symbolisiert. Der „Lorenzaccio" beginnt mit folgenden Worten Lorenzos an seine Mutter Maria:

Ihr Mütter macht es einem schwer,
Euch zu verehren;
Denn was ihr wollt, im innersten Begehr,
Ist oft das Gegenteil von euren Lehren.
Wir sollen tapfer, sollen redlich sein,
Doch wenn man's recht besieht, was kommt heraus?
Ein feiges „Gib' dich drein!"
Und — „Strecke listig deine Fühler aus!"

Während der Mann auch im tiefsten Fall sich aufwärts sehne und heraus wolle aus der Weltverstrickung, sei gerade diese das eigentliche Element der Frau. Lorenzo sagt in bezug auf seine von ihm als untreu angesehene Geliebte:

Der Engel! Ja, der Engel! Solcher Reine
Der Blick und solchen Glanzes Stirn und Haar,
Als wie Madonnen unterm Glorienscheine,
Und deine Seele bangt sich in der Schar,

Wie ein Verworf'ner in des Herrn Gemeine
Und wie der junge Priester am Altar!
O, daß der Tod sie doch zur Hölle mähe,
Bevor sie inne würde, wo sie zittert,
Ins Nichts, bevor sie jene Augen sähe,
Vom Sturm der Wollust so wie Glas zersplittert,
Bevor sie sich zu dem Gefühl empörte:
(als ob er jemand vor seinen Knien würgte)
Das unter dir hat nie sich selbst vergessen,
Es ist nur da, wohin's von je gehörte,
Im warmen Pfuhl! Und freut sich, freut sich dessen!

Maria:

Und ich, ich sah es nicht!

Lorenzo:

Ihr seht es nie — vor lauter Mitempfinden!

Dieser Bitterkeit näher auf den seelischen Urgrund zu gehen, sei andern überlassen. Vom rein Persönlichen aber abgesehen, erblickte Eckart mit Recht im Mangel an Männlichkeit einen Zug des Verfalls, den er auch seinem Lorenzaccio beigab. Im feminisierten, sich deshalb quälenden Mann war der Keim des Zwiespalts entsprossen, der Grund zur Vernichtung seines Eigenwesens gelegt, was beim fortschreitenden Auswirken, d. h. beim Stärken des weiblich-lyrischen Triebes durch haltlose Männer zur Vernichtung einer Kulturform führen mußte. Eckart läßt den Lorenzo diesen Gedanken in folgender Form aussprechen:

Als ob sich je, was die Natur verhehlt,
Durchschauen oder gar erklären ließe!
Der Haß, der zwischen Mann und Weibe schwelt,
Er ist Natur und unfaßbar wie diese.
Er wird einmal die ganze Welt zerstören.
Dann werden sich auf ein gegeb'nes Zeichen
Die Weiber alle, wie sie sind, empören,
Vereint mit Tausenden von meinesgleichen,
Die ihnen nur zu brünstig zugehören,
Das wilde Heer der neuen Amazonen,

Die Elohim der Lüge an der Spitze!
Dann wird die Schwester nicht des Bruders schonen,
Und Feuer wird die Sohnesliebe lohnen;
Dann raucht die Flut, die Erde schleudert Blitze;
Aus ihrem Abgrund reckt sich auf die Schlange
Und züngelt das Gestirn vom Firmament —
Ein einziges Gemetzel, lange, lange —
Dann stirbt die Menschheit, und die Welt — verbrennt.

Und doch suchte der gleiche Dietrich Eckart sehnsüchtig nach einem von einer Frau behüteten Ruhepunkt in seinem Dasein. In der Ehe glaubte Eckart schließlich diesen inneren Ausgleich gefunden zu haben, die ungestörte Stille zum endlichen Ausspinnen seiner Phantasien und die Möglichkeit der Auswertung der Unruhe des vorhergegangenen Lebens. In der Widmung des „Lorenzaccio" an seine Frau zeigt sich das besonders deutlich, wenn er von „deutscher Häuslichkeit, dem einzigen Asyl des höchsten Gutes," spricht, vom „reinen Quell, der neue Kraft verleiht". Aber es war zu spät; vielleicht wäre es immer „zu spät" gewesen. Eckarts Wesen brauchte doch einen schnelleren Rhythmus, sein Auge forderte immer neue Gestalten, seine Stimme rief nach immer neuen Zuhörern. Und da sie nicht alle zu ihm kommen konnten — ging er zu ihnen. Dieser rein männliche Verkehr zerstörte eine doch stets ersehnte Harmonie, an der beide Teile litten, und die zu beseitigen anders nicht möglich war als durch ein Auseinandergehen.

Eckarts „Heinrich VI.", das Hohenstaufendrama, erschien zum Beginn des Krieges als ein Hochgesang auf deutsche Macht und Herrlichkeit, als ein dramatisch geschlossener Wurf, der im Königl. Schauspielhaus zu Berlin mit großem Erfolg über die Bretter ging. Er mußte abgesetzt werden, weil das verkörperte regierende Spießbürgertum, d. h. der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, die weiteren Aufführungen verbot! In dem Drama kniet nämlich der

König Englands vor dem Deutschen Kaiser und schwört ihm den Lehenseid. Solche Dramen könnten London unnütz reizen, ließ Bethmann Hollweg erklären, dessen Pygmäenverstand es selbst mitten im blutigsten aller Kriege nicht begriffen hatte, daß England alle Kräfte zur Niederschlagung Deutschlands anspannte. Und als Eckart seinen „Lorenzaccio" beendete, da brachen die schmutzigen Fluten der Novemberrevolte über Deutschland zusammen. Dieser Niederbruch alles Heroischen, dieser Sieg des angreifenden Gemeinen über das sich nur schwach verteidigende Gute, das rief Eckart auf den Plan. So sehr er sich sein Leben über auch leidenschaftlich ausgab, im Gefühl, nur auf diese Weise sich gegen die „Fabrikwaren der Natur", die guten Bürger, behaupten zu können, so sehr haßte er dies von Feinden seines Volkes geführte Chaos. Und eines nachts, im Dezember 1918, erklärte er seiner Frau, er werde mit einer Kampf-Zeitschrift, „Auf gut deutsch", an die Öffentlichkeit treten. Alles Abraten blieb fruchtlos, und gerade, als die marxistischen Schlammwellen am höchsten gingen, bildete sich in München ein geistig bewußter Kern des deutschen Widerstandes.

Zweiter Abschnitt

Über den Kämpfer später. Hier sei der Denker und Dichter behandelt.

Wenn man auch von jedem Dichter sagen muß, daß sein Werk erst aus der Kenntnis der Gesamtpersönlichkeit richtig verstanden werden kann, so gilt dies doppelt von Dietrich Eckart. Denn die in jedem Menschen wirkenden polaren, sich gegenseitig bekämpfenden Kräfte waren in ihm mit gleicher Leidenschaft am Werke, um sich in den Besitz des

ganzen Ichs zu setzen: der unbedingte Lebens- und Herrscherwille und die weltabgewandte Vertiefung. Wer Dietrich Eckart gekannt hat, weiß, wie jäh sich oft diese faustischen Triebe gegenüberstanden, und wie unmittelbar er als Vollmensch b e i d e erlebte, durchlebte, durchlitt. Bei einem Aufeinanderplatzen von Anschauungen erschien er deshalb oft unduldsam, rücksichtslos, und war in Wirklichkeit doch ein zutiefst vornehmster Charakter, jederzeit bereit, eine wahrhafte, echte Gesinnung anzuerkennen, jedes wirkliche Wissen und Können zu schätzen. Verhaßt waren ihm bis in die letzte Seelenfaser nur jene vielgeschäftigen Schwätzer und geistigen Sumpfpflanzen, die gerade in den Jahren nach der Revolte von 1918 das öffentliche Leben unsicher machten. Verhaßt waren ihm ferner jene vielwissenden, aber seelen- und instinktlosen Gelehrten und Polyhistoriker, welche unter einem Wust von Wissen das Wesentliche der Dinge nicht mehr zu erfassen vermochten. Und verhaßt waren ihm endlich all jene Lauen und Faulen, die in der heutigen Zeit der Entscheidungen den Mut zum Bekennen der auch von ihnen unter vier Augen anerkannten Wahrheiten nicht aufbrachten. Eckarts Instinkt witterte solche Wesenheiten sehr bald, und mit loderndem Temperament oder mit beißendem Sarkasmus trat er den also Eingeschätzten entgegen. So mancher hat sich dann sehr übel und unbehaglich gefühlt, wenn die tiefe Stimme spottend über den Tisch zu ihm herübergrollte, oder wenn ihn ein scharfes Wort traf. Im schematischen Verstandeswissen und im Gelehrtendünkel (im „Schulmeister") erblickte Dietrich Eckart eines der Grundübel, eine der Hauptursachen des völkischen Zusammenbruchs. Er übersandte einst einem Professor seine Schrift „Das ist der Jude". Dieser schickte sie ihm mit dem Bemerken zurück, er lese solche haßerfüllte, bornierte Erzeugnisse nicht. Darauf schrieb ihm Eckart: „Man sagt, der deutsche Schulmeister

habe den Krieg von 1866 gewonnen. Dann hat der Professor von 1914 den Weltkrieg verloren."

Am liebsten saß Dietrich Eckart im Kreise unverbildeter, schlichter Leute. Um sich etwas Ruhe zu gönnen, fuhr er hinaus in irgendein Dorf, und bis spät in die Nacht fand man ihn, erzählend, im Kreise biederer Männer. Er beherrschte meist allein die Unterhaltung, berichtete launig Erlebnisse aus seinen Berliner Hungerjahren, wie jüdische Theaterdirektoren sich bereit erklärten, Stücke von ihm aufzuführen, wenn er darauf eingehe, die für Juden unangenehmen Stellen zu streichen, was er abgelehnt habe, und ähnliches mehr ... Die ganze Berliner Boheme und Dichterwelt der letzten Jahrzehnte marschierte auf, alle ihre Größen wurden in humorvoller Zeichnung den Zuhörern vorgeführt und erzählt, wie sie zum Lorbeer gekommen waren.

Oder aber Eckart philosophierte. Naturgemäß mußte ein Denker seinem Temperament am nächsten liegen: Schopenhauer. Er fühlte in ihm genau denselben Kampf der Diesseits- und Jenseitskräfte, war als Schriftsteller hingerissen von der kristallklaren und doch farbenprächtigen Sprache des alten Frankfurters. Als mystisch vertieftem Menschen wiederum sprach ihm die alte Mayalehre aus dem Herzen. Wie oft haben wir über das Thema Schopenhauer gesprochen! Er wollte von der inneren Zerrissenheit Artur Schopenhauers nichts wissen, nicht zugeben, daß es betrübend sei, den Lehrer der Weltverneinung um dieses armselige Dasein ebenso besorgt zu sehen wie den folgerichtigsten Weltbejaher, daß Schopenhauer sich vielfach zu Unrecht auf Kant berufe, da er dessen Werk erklärt habe wie der Teufel das Neue Testament; daß er aus kleinlichen Motiven die Größe Fichtes nicht zu erkennen vermochte. Auf diese Anzapfungen trat dann Eckart mit innerem Feuer für seinen Lebensheiligen ein: die Sehnsucht sei das Ausschlag-

gebende im Menschen, und die sei in Schopenhauer groß und gewaltig gewesen. Sein Werk habe Tausenden die Kraft der Seele, die innere Freiheit dieser Welt gegenüber geschenkt. Diese sei letzten Endes doch ein Phantom: wie wir hier aus dem Schlafe, aus Träumen handgreiflichster Art erwachten, so würden wir wahrscheinlich unser jetziges verrücktes Leben nach dem Tod als einen unwesentlichen Traum empfinden. An diesem Punkte angelangt, versagte Eckart aber seinem Philosophen die weitere Gefolgschaft. Denn die letzte Konsequenz seiner Gedanken führt zur Lehre des alten Indiens, als sei die Tat überhaupt unwesentlich, ja, als berühre diese das Wesen des sich des Ewigen bewußt gewordenen Menschen in keiner Weise. An dieser für jeden Europäer entscheidenden Stelle aller Metaphysik griff Eckart — zu Goethe. Immer wieder knüpfte er an dessen Worte an, daß wir hier „zwischen zwei Welten" leben, daß die eine davon *zwecks Läuterung* uns beigegeben sei. Ich wies ihn auf eines jener tiefen Worte Goethes hin, daß nichts inkonsequenter sei als die größte Konsequenz, daß jeder noch so gute Grundsatz, *zu Ende* gedacht, zum Absurdum führe, zum Gegenteil des Erstrebten umschlage. Dann sprach Eckart in tiefer Ehrfurcht von Goethe, holte wohl den einen oder anderen Band herbei und las vor. Lange, oft bis spät in die Nacht ...

Zu Schopenhauer und Goethe gesellte sich als dritter Seelenspeiser *Angelus Silesius*. Dessen Cherubinischer Wandersmann wurde Eckart zu seiner Bibel. Namentlich jene Stellen des späten Mystikers, in denen er in seiner Seele göttliche Gewalten fühlt und sich erhaben weiß über aller Kreatur, sich bewußt wird, daß auch Gott letzten Endes eine Schöpfung *seiner* Seele sei; diese Stellen hatten Eckart wie die Laute eines Nahverwandten berührt. Aus dieser Stimmung sind seine „Ecce-deus"-Verse entstanden.

Die Zeit ist Lug und Trug. Vorbei sind tausend Jahr'
So lange und so kurz, als wie ein Stündlein war.
Wer sich nicht aus der Zeit mit jähem Ruck erhebt,
Der sieht nicht, was er sieht, und lebt nicht, was er lebt...

Das ist mehr als ein Abglanz, das ist innerstes Nach- und Mitempfinden etwa mit den Versen des schlesischen Angelus:

Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.
Ich glaube keinen Tod — sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein besser Leben funden.

Oder die letzte Konsequenz dieser mystisch-germanischen Weltanschauung:

Nichts ist als ich und du. — Und wenn wir zwei nicht sein,
So ist Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein.

Auch Angelus Silesius gab Anlaß zu Gesprächen über die merkwürdig gleiche Schlußfolgerung bei ihm und den Indern. Denn auch diese erheben sich zum Bekenntnis, daß der Atman, die menschliche Seele, ewig und Herr ist. „Sein ist das Weltall, weil er selbst das Weltall ist." Diese durch alle indoeuropäischen Völker hindurchgehende aristokratische Weltbetrachtung und Weltüberwindung ist durch das Eindringen des Alten Testaments, hereingetragen durch den jüdischen Wüstengeist und die mit Jehova noch immer verketteten christlichen Kirchen zersetzt, untergraben worden. Feuer, Schwert und Scheiterhaufen haben uns um den größten Teil der echten, inneren Freiheit gebracht, und nur wenige ganz Große schauen frei auf uns aus der Vergangenheit herüber. Aber gerade bei dieser traurigen Erkenntnis setzt die völkische Weltanschauung ein, nicht als Verzweiflungskampf einzelner Großer, sondern bereits, oder richtiger — endlich als Lebenswille breitester Volksschichten. Bei Anerkennung alles Schönen des Christentums, des Klassizismus usw. entsteht ein neuer absoluter Wertmesser: das

Volk als Ausdruck einer ewigen, göttlichen Volksseele, die sich äußert in der Tat des schlichtesten Werkmeisters bis zu den Schöpfungen der größten Denker. Und darüber hinaus das Bewußtsein europäischer Rassenverwandtschaft und Schicksalsgemeinschaft gegenüber den übrigen Rassen des Erdballes, namentlich aber gegenüber dem uralten asiatischen Parasiten aus Judäa. Was einige Große aus Instinkt schufen und weiter erstrebten, was aber unter fremden Formen verkümmerte oder doch zurückgedrängt wurde und scheinbar untergegangen war, das ersteht heute zum erstenmal als lebendiges Erlebnis von Millionen. Beglückt können sie erklären, daß sie sich eins wissen dürfen mit all unseren Großen der Vergangenheit.

Derartige Gespräche haben uns immer wieder gefesselt. Oft, wenn ich in aller Morgenfrühe bei Eckart eintraf, sahen wir uns schon nach kurzer Zeit in sie verwickelt, auf der Straße blieb er immer wieder stehen und setzte voller Temperament seine Ansichten auseinander. Und auch im Kreise schlichter Landleute wurde er nicht müde, seine Weltanschauung zu erläutern. Viele mögen wohl die Gedankengänge nicht begriffen haben, aber *eines* haben sie sicher erfaßt: das sich vor ihnen ausbreitende warme kindliche Herz Dietrich Eckarts.

Dritter Abschnitt

Eckart hat vielfach erklärt, er erblicke in der Gestalt des Peer Gynt sein seelisches Spiegelbild: Ein Eroberer, der hinausging, sich ein Königreich zu erkämpfen, ein Vollblutmensch, der in die Grundwasser des Lebens gerät, der irrt und fällt, der dem Wahnsinn nahekommt, der in einem Anfluge skrupelloser Weltbejahung Sklavenhändler werden

kann, dessen innerste Sehnsucht aber in ganz anderer Richtung eingestellt ist. Einer, der verzweifelt und doch selbstbewußt die Solveig fragt:

So sage mir, wo ich die Zeit über war,
Die ganze Zeit, mit dem Fluch auf der Stirn
Und doch mit dem göttlichen Licht im Gehirn?
O sprich! Sonst sink' ich hinab auf den Grund.

Die Solveig symbolisiert diese ringende, unsterbliche Seele; und, wenn auch nur einmal vor dem Tode, „mittendurch" stößt die seelische Kraft doch gegen alles Erdenschwere, Allzumenschliche... Mittendurch in ihre eigentliche Heimat. Dieses „Federleichte", wie Eckart sagte, fühlte er auch bei sich immer wieder siegen. Man konnte dies an seiner äußeren Erscheinung mit handgreiflicher Deutlichkeit verfolgen. Es gab Zeiten, da Eckart schwer litt, da ihn Sorgen aller Art tief niederdrückten. Er sah dann müde, verfallen aus. Und plötzlich belebten sich seine Züge, ein schalkhaftes Lachen erschien, eine seelische Befreiung kam über ihn: er hatte alles Erdenschwere mit einem Ruck abgewälzt. In diesen Stunden kamen dann sein eigentliches Gemüt, seine menschliche Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft besonders zum Ausdruck. Dutzende von Menschen leben heute an verschiedenen Orten Deutschlands, die Eckart um Hilfe ersucht haben. Jedem gegenüber ist er freundlich gewesen und hat geholfen, wo er helfen konnte. Sein Charakter brachte es mit sich, daß er einfach nicht „Nein" sagen konnte und schließlich nicht mehr dort zu unterstützen vermochte, wo er zugesagt hatte. Um anderen zu helfen, hat er selbst oft um Hilfe bitten müssen.

Seine philosophischen Anschauungen hat er in Prosa und in dramatischer Form mehrfach niedergelegt. In knappster Zusammenfassung in seiner „Einführung" zum Peer Gynt (S. 177): Jeder befriedigte Wunsch zeitigt einen neuen, unser Glück hier auf Erden ist gegenstandslos, das äußere

Leben eine Illusion. Alles, was uns als Besitz erscheint, ist eine Vorspiegelung, ein Wahn. Je mehr wir uns dem Diesseits hingeben, um so wahn-sinniger werden wir. Aber: „Das muß sein, denn nur durch die ‚Sünde' können wir — beide Worte haben dieselbe Wurzel — ‚gesunden', nur durch die Täuschung enttäuscht werden." Gleich allen tiefer schauenden Geistern faßt Eckart das Lebensproblem nicht von der sittlich-konventionellen, sondern von der metaphysischen Seite an:

„Für den Dichter gibt es nicht ‚gut' und ‚böse' im üblichen Moralsinn, sondern er geht weit darüber hinaus und setzt dafür das ‚Mehr oder minder im Weltwahn Verstricktsein'!" Dieses Loslösen von der Welt ist ein Prozeß, welcher an eine metaphysische Frage heranführt: an die Frage der merkwürdigen Übereinstimmung einer erahnten kosmischen Gesetzmäßigkeit mit dem unvertilgbaren Bewußtsein der Persönlichkeit. Es gibt keinen tieferen Denker, der nicht mit diesem Problem gerungen hätte, einer Frage, die wohl nie auf dieser Welt entschieden werden kann, sondern auf die je nach Temperament und Rasse seitens der Philosophen verschieden geformte Antworten erfolgen müssen.

In seinem Größten hat das Chinesentum die Ergebung des einzelnen unter die als göttlich hingenommenen Naturgesetze gelehrt. Die Bahn und der rechte Weg des Laotse ist das Buch des philosophischen Ostens. Die Gesetze in sich wirken lassen, nicht selbst etwas tun wollen, heißt seinen Lebenszweck erfüllen. Dem diametral gegenüber steht die Weisheit Indiens, die alle Natur überhaupt beiseite schiebt, hinter ihr die Weltseele (das Brahman) und die Einzelseele (den Atman) erkennt und die Wesensgleichheit beider postuliert: Das Ich, kleiner als ein Reis- oder Senfkorn, größer als das Weltall. Das Russentum neigt der ersten Lösung zu, Europa mehr der zweiten, aber mit einer bestimmten

Beschränkung: Unser Schicksal liegt nicht in den Naturgesetzen beschlossen, sondern in der ihnen entgegengesetzten Kraft, in dem unerklärlichen Phänomen, das wir mit dem Worte Seele bezeichnen. Wir haben aber, jeder für sich, die Aufgabe, diese Seele **an** der Welt zu manifestieren. Das nennt man eben — sich entwickeln. Eckart ist mehrfach auf diese Frage aller Fragen eingegangen. In den Schlußworten Kaiser Heinrichs („Heinrich VI.") läßt er diesen vom „Vater im Himmel" bekennen:

> Hoch über dir, in ewiger Stille,
> Steht das Gesetz, **das du selber dir schufst.**
> Nichts wird vollendet, und nichts wird begonnen,
> Ohne das eherne Muß dieser Pflicht.

Kurz vorher aber läßt er ihn sprechen:

> Denn das ist Art der Narren, die nicht wissen,
> Wie wenig Sieg und Sturz vor Gott bedeuten —
> Nur eines fühlen wir und fühlen's groß:
> **Die Lust an der Persönlichkeit.**

Daß Seele und Schicksal letzten Endes ein und dasselbe sind, hat Eckart stets geglaubt und gelehrt. In jüngeren Jahren sah er das Schicksal an wie eine außerordentliche unerklärliche Gewalt, die gesetzmäßig nicht zu deuten sei, wie er später im „Heinrich VI." ausführte. In der Person (Holbach), die den urteilenden Dichter in seinem „Erbgrafen" darstellt, spricht er:

„Wo, um Himmelswillen, ist denn bei den alten Griechen von poetischer Gerechtigkeit die Rede? ! Diese tiefen Menschen und unerreicht großen Künstler wußten eben Bescheid, sie kannten die geheime Strippe, an der unser ganzes Dasein gezogen wird, ohne Rücksicht auf Schuld oder Verdienst — außerdem wußten sie, daß der Mensch schon dadurch, daß

er auf der Welt ist, eine Schuld auf sich geladen hat, und zwar die Schuld, die einzige — denn alles übrige ist nun die notwendige Folge davon und schwindet dagegen, beim Lichte besehen, zu einer Lappalie zusammen — und weil sie das wußten, deshalb das unerbittliche Schicksal, das über ihren Dramen schwebt und Menschen zermalmt, die sonst so unschuldig wie die Kinder sind."

Von dieser fatalistischen Betrachtung hat sich Eckart dann später abgewandt.

In stillen Stunden sprach Dietrich Eckart jenen Gedanken seines großen (merkwürdigerweise ihm fast unbekannten) Namensvetters aus früheren Zeiten aus: daß das metaphysische Wesen in uns nicht tätig sei, sondern unbeweglich, unbefleckt, ewig unerkennbar und doch als eigener Urgrund verharre. Meister Eckehart war in solchen Bekenntnissen neu erstanden, wenn auch Menschen, die Dietrich Eckart nur von außen kannten, dies nicht gelten lassen werden ... Darum bedeutete für Dietrich Eckart das Leben als solches eine seelische Loslösung von der Welt, jedes wirkliche Drama war deshalb für ihn ein Erlösungsdrama. Als solches war sein „Heinrich VI." gedacht, trotz seines rein politischen Stoffes; als solches hatte der „Peer Gynt" Eckart ergriffen; als solches erwuchs ihm als Abschluß seines Lebens sein „Lorenzaccio". Über die künstlerische Seite dieses Werkes später. Aber die Dichtung ist von der Weltanschauung nicht nur nicht zu trennen, diese ist vielmehr Voraussetzung für jene. Der Stoff des „Lorenzaccio" ist das Problem der Weltverstrickung der Seele und ihrer Erlösung aus dem Wahn des Diesseits. Aus Instinkt wie aus dramatischer Konzeption heraus, sehen wir die beiden Gegenpole symbolisiert. Auf der einen Seite den Dominikaner (Savonarola), der uns mit einem Fluch auf diese Welt entgegentritt:

Nirgends Rettung vor dem Falle!
Fleischeslust, wohin ich sehe!
Teufelsdiener alle, alle!
Keiner, der in Sturm und Wetter
Aufrecht ginge, o, nicht einer!
Unser Führer, unser Retter
Keiner, keiner, keiner, keiner!

Dieser absoluten Weltverneinung steht als Verkörperung der hemmungslosen Weltbejahung Ahasver gegenüber; der blinde Wille zum Unterjochen, Herrschen, Knechten; die Gier, alle Güter dieser Welt in seinem Besitz zu sehen, spricht aus der Begegnung zwischen Lorenzo und dem Ewigen Juden. In unersättlichem Drang treibt es diesen Willen, trotz aller Niederlagen, immer wieder an, sich Heere zu formen für seine Weltherrschaft, gleich mit welchen Mitteln, gleich mit Hilfe welcher Persönlichkeiten. Zwischen beiden Polen, an zwei Welten teilhabend, tritt Michelangelo auf. Gleich anfangs rührt er an die Frage:

So oft ich mich — (lächelnd) es kommt jetzt selten vor —
Im Spiegel schaue, nie bin ich der gleiche;
Bald reckt sich's drin wie Jugendkraft empor,
Und bald, erlosch'nen Blicks, wie eine Leiche.
Ein andres Fühlen — alles ändert sich.
Wer aber fühlt? Du kannst nur sagen: ich.

Und als er den Mörder Lorenzo wieder zu sich gezogen hat, spricht er etwas, was Eckart mir gegenüber oft als sein innerstes Bekenntnis hingestellt hat:

Zwei Linien laufen gleichen Abstands hin,
Um doch sich im Unendlichen zu schneiden —
Was „gut" und „böse" heißt, das sind die beiden:
Getrennt und fremd sich in der Welt des Scheins,
Im Ew'gen, in der Wahrheit aber — eins.

Zwischen diesen überlebensgroßen Schemen taumelt der suchende, irrende Mensch, Lorenzo. Das Herz mit einer

großen Sehnsucht erfüllt und doch hingerissen zu Lust und Begierde, zum Wahn, zum Drang nach Weltmacht. Die Begegnung mit Savonarola erweckt in Lorenzo einen Ekel an Liebe und an den Menschen überhaupt, doch versteht es Ahasver, in ihm, den um sein Erbe Betrogenen, wieder allen Ehrgeiz emporzupeitschen. Er zeigt ihm vom hohen Berge aus ganz Italien; ganz Afrika, die ganze Welt erscheint vor seinen Blicken, als Ahasver spricht:

> Da sieh' hinaus! Wo kaum noch Menschen wohnen
> Hörst du es dröhnen dort, dort am Äquator?
> Die Syrier sind es, *deine* Legionen!
> Und jetzt — der Jubel: macte imperator!

In diese dämonische Atmosphäre tönt plötzlich die klare, leise Stimme der Veronika.

Der Dramatiker vermag die erwachende menschliche Seele nicht anders darzustellen als mit Hilfe einer auftretenden Persönlichkeit. So Goethe durch Gretchens letzten Gesang, so Ibsen durch Solveigs Lied, so Eckart durch das Lied der Veronika. Mitten im Wahn der Weltverstrickung erwacht das eigentliche Ich des Lorenzo. Er reißt sich los vom Verführer und sucht Zuflucht bei der unberührten Veronika, d. h. bei seiner Seele. In weitere schwere Schuld verstrickt, durch Mord befleckt, tritt Lorenzo dann vor Michelangelo. Der weist ihn zunächst entsetzt ab, aber in tiefstem Verstehen aller Dinge zieht er ihn doch wieder zu sich. Vor sich hinblickend sagt er dann:

> Der Ahasver begegnet uns wohl allen —
> Das eigene Sehnen ist's nach dieser Welt;
> Nicht eher wird er in sein Nichts zerfallen,
> Als bis sie selber in ihr Nichts zerfällt...

Der Schluß des Dramas ist ganz symbolisch. Gleichsam das Ende, das in den letzten Versen prophezeit wird. Der ewige Wille, Ahasver, ist ermattet und sucht auch — Ruhe.

Selbst er — leidet. Lorenzo und Ahasver treffen sich in der Kirche.

Lorenzo:

Schon wieder... Suchst wohl auch ein wenig Ruh'?

Ahasver:

Weswegen soll ich nicht! Es ist ja Nacht.

Lorenzo:

Und dann?

Ahasver:

Geht's wieder — (dumpf) meinem Elend zu.

Lorenzo:

Was sprichst du! Ein Mann von solcher Macht.

Ahasver:

Was nützt die Macht nur über Mensch und Dinge,
Solang ich nicht die Herzen mitbezwinge!

Lorenzo sagt darauf in tiefer Versunkenheit:

Wir alle müssen erst nach außen jagen,
Bevor wir finden, was wir finden sollen.

Dann ertönt eine himmlische Stimme, die Erlösung des Menschen:

Ewig leuchtet deine Seele
Über alle Welten hin;
Irrtum ist es, daß sie fehle,
Doch der Irrtum ist Gewinn.
Nie kann ihre Gnade schwinden,
Dunkelt noch so sehr der Wahn —
Alle werden heimwärts finden,
Du, du hast es längst getan.

Lorenzo hat die Welt überwunden. Als äußeres Zeichen trifft ihn dann der Dolchstoß. Die Erlösung ist eingetreten.

Das sind die philosophischen Voraussetzungen des Dichtwerkes, diese wiederum sind die Frucht eines langen, ringen-

den Lebens, das durch Höhen und Tiefen führte, aber nie des ewigen Lichts entbehrte, zu dem Dietrich Eckart jetzt eingekehrt ist.

Vierter Abschnitt

Eckart war also ein typisches Beispiel eines Dogmatikers, und zwar eines Dogmatikers der spiritualistischen Seite. Eine abtastende Erkenntniskritik entsprach nicht seinem auf Gemüt erbauten Urteilsvermögen. Er blätterte wohl manchmal in Kant, lehnte es aber aus innerem Wesen ab, sich zum wirklichen Studium einer allseitig ausgebauten Philosophie aufzuraffen. Ihm widerstrebte auch die wissenschaftliche Systematik auf anderen Gebieten, und alles, was nicht zu ähnlichen Ergebnissen wie die Silesianische Lehre gelangte, erschien Eckart nicht tief und wesentlich. Ihm gewährte sein Seelenglaube die letzte Befriedigung. Gerade weil Eckart die Schwelle erkenntniskritischer Betrachtung (die nicht nach Ursächlichkeit fragt) dogmatisierend übersprang, war er trotz seines Kampfes gegen erstarrte Kirchendogmatik und undeutsche Kirchendiplomatie ein manchmal bewußter, oft unbewußter Katholik. In ihrer „Symbolik" erblickte er als Dramatiker die gleiche Darstellung überweltlicher Ideen bzw. Seelenwirklichkeit, wie in der Gestalt des Peer Gynt (begleitet von seinem Seelenbildnis Solveig) und im „Lorenzaccio" (begleitet von der Veronika).

An diese Einstellung schloß sich eine besondere Verehrung der Gestalt Christi, die sogar in rein politischen Aufsätzen immer wieder hervorbrach. Einer Gestalt, der er tiefste Weltenschau und Erlösungskraft zuschrieb, an der er weniger ihr Wort an sich liebte, als die seelische Richtung von ewig-

jüdischer Gesetzesgerechtigkeit weg zu einer inneren Neubewertung der Welt. Er glaubte in Jesus eine Erkenntnis verkörpert, die die Lösung des Wesens menschlicher Taten vorwegnahm: nicht das einzelne, nicht ein „Sündenfall" entscheidet, sondern das „göttliche Licht im Gehirn" (Peer Gynt), das durch alles hindurchscheint. Oder eben nicht vorhanden ist. Dann sind auch „gute Werke" zu nichts nütze.

So baute sich denn Eckarts Weltanschauung auf einer mystischen Stimmung der Seele auf, gebändigt durch Anerkennung erdgebundener Gesetze im Glauben an ein Erwachen nach dem Traum auf dieser Welt.

„Daß in unserer herrlichen Sprache — die für uns dichtet und denkt — das Wort ‚faul' ebenso Träges, wie Angefressenes, Angefaultes bezeichnet, ist, wahrhaftiger Gott, kein Zufall. Die Schlafmützen, d. h. diejenigen, die das Wichtigste auf der Welt, das Seelische, verschlafen, sind auch die Wurmstichigen und umgekehrt. Sie dürfen wunder wie schlau sein und damit Millionen verdienen — deshalb, ja gerade deshalb gehören sie doch zu den Dummen, zu den bekannten Kamelen, die leichter durch ein Nadelöhr gehen, als daß sie in das Himmelreich gelangen, in das Himmelreich einer wahren Persönlichkeit nämlich; nur vom Schein zehren sie, und kein noch so großes Gespreize kann sie dafür entschädigen, daß ihnen selten oder niemals, wie es so treffend heißt, das Herz aufgeht zu einer großen, selbstlosen Tat."

„Die Weltordnung ist eine moralische, keine intellektuelle, wie uns der Jude einzureden versucht. Letzterdings findet nur der hingebende Sinn, nur das Gemüt seinen Lohn. Alles aber macht der Glaube. Keiner hat ihn, der nicht in sich ein unzerstörbares, ewiges Etwas empfindet. Wer das tut, und sei es auch nur im tiefen Unterbewußtsein, der hängt nicht fest am Nu seines Daseins[2]."

Fünfter Abschnitt

Zwei Eigentümlichkeiten fielen bei Dietrich Eckart als Dichter und Schriftsteller auf: die peinliche Sorgfalt der Arbeit, die manchmal geradezu ans Selbstquälerische grenzende Genauigkeit des Schliffs, des Stils, des Rhythmus, und die gänzliche Ablösung vom vollendeten Werk. Von seinem „Lorenzaccio" hat er einige Akte mehrmals ganz neu geschrieben, selbst bei gewöhnlichen politischen Aufsätzen wog er jeden Ausdruck sorgfältig auf Klangfarbe und Konzentrationskraft ab. Gefiel ihm eine Arbeit für „Auf gut deutsch" nicht, so ließ er eher eine Nummer ausfallen, als daß er einen ihm als unvollendet erscheinenden Aufsatz veröffentlichte. Kaum war aber z. B. der „Lorenzaccio" abgesetzt, so atmete er sichtlich auf, wehrte sich sogar gegen das Korrekturenlesen und machte — sicher ein Phänomen unter den Dichtern — keinerlei ernsthafte Anstrengungen, ihn aufs Theater zu bringen, so gern er ihn auch auf der Bühne verwirklicht gesehen hätte.

Diese Unbekümmertheit seinen Werken gegenüber hat es mit sich gebracht, daß viele der besten Gedichte Eckarts spurlos verschwunden sind. Freunde erinnern sich, vieles Schöne in dieser und jener Zeitschrift gelesen zu haben. Eckart aber besaß keine Belege mehr, und so ist vieles rettungslos vergessen, verlorengegangen. Einiges konnte aber doch noch gerettet werden, und so manches Gedicht zeigt eine Form und einen Stimmungsgehalt, die es mit den schönsten Erzeugnissen deutscher Klassik aufnehmen können. Die schlichte „Widmung" z. B., die ich an die Spitze der kleinen Sammlung gestellt habe, gibt in wenig Strichen Zeugnis nicht nur von tiefer Heimatliebe, sondern vermittelt die ganze Atmosphäre auch der Heimaterde Dietrich Eckarts. Als Seitenstück sei „Hoch steht der Mond" genannt, das überquillt von echtester klangvollster Poesie. Vollkommen mystisch sind die

„Ecce-deus"-Verse, die in immer neuen Bildern und Wendungen die Nichtigkeit der Vorstellungswelt dartun und zugleich einen stillverhaltenen Triumphgesang der Seelenallmacht darstellen. Hier wirkte offenbar Angelus Silesius. Aber wie es plötzlich über ihn gekommen war, so verstummte diese Notwendigkeit zur mystischen Spruchdichtung wieder: Eckart schrieb die Strophen fast in e i n e m Zuge nieder — und diese Form war für ihn verbraucht. In anderer Weise tastet er im formvollendetsten Gedicht „Legende" wieder an die Mystik hinan.

Lustiger Spott und rhythmisch bewegte Natur zeigen auch die Gedichte vom „Fahrenden Gesellen", bildhaft eindringlich wird uns die Qual Verlaines vorgeführt, während die stärkste Leidenschaft in den vaterländischen Gedichten zum Ausdruck kommt. Klassisch beherrscht der „Bismarck", tiefste Liebe in „Entscheidung", Empörung und letztmöglichster Aufruf in „Deutschland, erwache"!

So stehen auch in den „kleinen" Erzeugnissen Eckartscher Dichtkunst Zartheit und Kraft dicht nebeneinander, auch hier der Abglanz des ganzen Menschen.

Wie diese Gedichte, so sind (mit Ausnahme der „Peer-Gynt"-Nachdichtung) auch die anderen Werke Eckarts der breiten Öffentlichkeit unbekannt geblieben, und eine von fremden Kräften beeinflußte Bühne hat hier die bewährte Unterdrückungsmethode betrieben, ganz abgesehen davon, daß einige Erstlinge auch wirklich nur als dramatische Übungen angesehen werden können. So z. B. die Lustspiele „Der kleine Zacharias", „Ein Kerl, der spekuliert" und „Der Erbgraf". Auch das längere Sommernachtsgedicht (1894), „Tannhäuser auf Urlaub", welches eine Traumwanderung durch deutsche Städte zeigt (siehe Proben auf S. 124), wird man noch unreif nennen können. Eckart selbst hat es später als nicht ganz gelungen bezeichnet, ist es doch im Heineschen

Rhythmus gehalten, etwas, was Eckart später ingrimmig gehaßt hat, wie den ganzen Heinrich Heine selbst. Wesentlich tiefergehend sind seine „Familienväter". Er nennt sie eine „tragische Komödie", und tatsächlich ringen hier Humor und bitterer Ernst miteinander inmitten eines überall und immer bestehenden Lebensproblems. Es handelt sich um Redakteure einer Zeitung, die sich von ihrem Brotgeber alles bieten lassen müssen, weil sie Frau und Kind zu Hause haben. Dieses nicht zu ändernde Schicksal drückt jedem seinen Stempel auf, und der perfide Verleger versteht es, seine Allmacht in glatter höhnischer Weise fühlbar zu machen, die einen Schriftleiter zum Selbstmord treibt. Nur einer wagt es, den Schuft einen Schuft zu nenen: ein noch Lediger. Hier wird eine soziale Frage rein menschlich behandelt, die überall und täglich brennend ist, und es ist zweifellos, daß dieses 1904 entstandene Stück auch jetzt noch einen starken Bühneneindruck machen würde. Da hier aber auch einige jüdische Gestalten hineinspielen, ist es ausgeschlossen, die „Familienväter" heute auf eine deutsche Bühne zu bringen.

Wie ausgeführt, war ein echtes Drama in Eckarts Augen nur ein Erlösungsdrama, also nicht ein theatralischer, sondern ein innerer Vorgang, der im Zusammenhang mit Dietrich Eckarts Weltanschauung an tiefste Fragen rührte. Den „Lorenzaccio" hat Dietrich Eckart als Konzeption fast zwanzig Jahre mit sich herumgetragen. Eine zaghafte Lösung versuchte er aber schon im „Froschkönig".

Hier wird das alte Märchen berührt, daß ein verwunschener häßlicher Frosch sich zur Höhe sehne, aber nur durch den Kuß einer unerschrockenen gläubigen Jungfrau erlöst werden könne. Zwei sich scheinbar widersprechende Gedankenketten kreuzen sich nun im Drama: zutiefst liegt das Gefühl, daß in unserem Sein als solchem ein nur metaphysisch erfaß-

barer Bruch liege, daß unser D a sein überhaupt eine Sünde, einen Fall darstelle, wie es ja auch Calderon ausdrückt: die größte Sünde des Menschen sei, daß er geboren wurde. Nun aber antwortet auf diese These die Seelenkraft, die sich als autonom, als göttlich empfindet. Diesen Willen läßt Eckart durch den Helden seines Stückes, einen Dieb großen Maßstabes, der sich doch hinaussehnt zum anderen Leben, folgendermaßen ausdrücken: „Ach, Fräulein, Sie wissen nicht, daß der Mensch sein eigenes Werk ist. So wie einer i s t, so hat er sich g e w o l l t, noch bevor er war. Ich gebe zu, das klingt sehr unbegreiflich, aber es ist nicht anders. Wie könnten wir uns sonst schuldig fühlen für das Böse in uns! Denn nicht, was wir t u n, schafft uns Reue —, nein, dafür können wir nichts; so wie wir s i n d, müssen wir handeln, unserem angeborenen und unveränderlichen Charakter gemäß — aber, d a ß wir so sind, daß wir gerade d i e s e n und keinen anderen, besseren Charakter haben, g e w o l l t haben, daß wir so tief gesunken sind, uns überhaupt in dieses Dasein verlocken zu lassen, dafür sind wir verantwortlich und dafür müssen wir früher oder später gerechte Buße zahlen."

Und hier entspringt dann das Erlösungsproblem, besser die menschliche Erlösungssehnsucht: „Das ist die Frage — ob es möglich ist, seinen Charakter von Grund aus zu ändern. Ich glaube es und würde es glauben auch ohne die Beispiele, die uns überliefert sind. Wie könnte man sonst das Leben ertragen! Es m u ß eine Erlösung geben, eine Gnade, die von außen kommt, nicht von innen — alle Religionen deuten darauf hin —" Eine Erlösung, wie die Erlösung des Froschkönigs im deutschen Märchen ...

Man sieht, wie ganz tief Eckart über die Rätsel der Seele nachgegrübelt hat. Im genannten Werk findet er keine Lösung, nur ein halb ironisches, halb durch Schwäche der

Frau bedingtes Auseinandergehen. Man begreift aber auch, daß den Sucher ein Werk wie der „Peer Gynt" sofort ergreifen mußte, ist doch durch alles Barocke hindurch dieses Drama durchaus auf den gleichen Ton gestimmt. Eckart erschienen alle bisherigen Übersetzungen des „Peer Gynt" ungenügend, das Wesentliche übersehend, zudem waren die losen Szenen beim besten Willen in der Originalfassung auf dem Theater nicht dramatisch gestaltbar. Er machte sich also an eine Nachdichtung und Konzentration des ganzen Stoffes, indem er gegen die gesamte bisherige Auffassung des Peer Gynt auftrat, und namentlich in zwei Punkten die schiefen Meinungen richtigstellte: Erstens war Peer Gynt nicht der beschränkte „typisch-norwegische Bauernbursche", eine Verspottung des Norwegers, sondern ein germanisches Problem wie der Faust; und zweitens war er kein Schwächling, sondern ein Kraft- und Geniemensch höchster Potenz.

Peer Gynt erscheint Eckart als ein ringender Held der Menschheit überhaupt; gerade seine scheinbare Zwecklosigkeit schenkt ihm den Stempel des Genies, Zwecklosigkeit nämlich im Hinblick auf materielle Ergebnisse des Lebens. Der Wille zum Unmöglichen, die Sehnsucht nach Vollkommenheit, diese Kennzeichen des Genialen, das sei das Wesen des Peer Gynt. Das Genie kann deshalb tief fallen, aber sein Letztes wird es nie preisgeben, wie Peer Gynt sich auch von der Umklammerung der Trolle mit einem Ruck herauslöst, als diese ihm den „rechten Blick" wegoperieren wollen:

Als Troll mein Lebtag herumzuschlürfen,
Die Welt nicht anders betrachten dürfen,
Wie schielenden Blicks, mit hängender Lippe —
Nein, da verzicht' ich auf euere Sippe!

Die Aufführung der „Peer-Gynt"-Nachdichtung hatte im Königlichen Schauspielhaus zu Berlin einen durchschlagen-

den Erfolg, hatte Eckart doch auch die gesamte Bühnenausstattung nach seinen Wünschen geregelt. Der Eindruck war so stark, daß selbst die Theaterdirektoren von der Rasse mit „hängender Lippe" um des Kassenerfolges willen die Eckartsche Fassung des „Peer Gynt" aufführten. So hielt er seinen Siegeszug über die meisten deutschen Bühnen. Ein ganz großer Schlag. 1923 wurde Eckarts Nachdichtung auch von Schweizer Theatern übernommen. Daß sich zünftige Literaturgrößen und gewisse Kritiker sofort hämisch mit der Umdichtung befassen würden, war vorauszusehen. Eckart aber verstand es, ihnen die Zähne zu zeigen. In seinen Broschüren „Ibsen, Peer Gynt, der große Krumme und ich" und „Nochmals vor der Höhle des großen Krummen" rechnet er mit seinen Widersachern furchtbar ab. Diese sarkastisch-überlegenen Schriften zu lesen, ist ein wirkliches Vergnügen. Für das Verständnis der großen Dichtung aber schien ihm eine kurze ernste Ergänzung notwendig. So schrieb er seine „Einführung in Ibsens Peer Gynt" (S. 177). Sie sagt so viel, daß an dieser Stelle nichts mehr hinzuzufügen ist. Einige Auszüge aus Eckarts Nachdichtung (S. 158) geben einen kleinen Begriff von der Kraft Eckartscher Sprache.

Ehe Eckart einem ihn jahrzehntelang beschäftigenden Gedanken im „Lorenzaccio" die letzte Fassung gab, trat er zu Beginn des Krieges mit seinem „Heinrich VI." hervor, der Darstellung einer großen, so vielfach gedeuteten Gestalt. Abseits von üblichen romantischen Liebes- und Intrigenszenen will Eckart im jungen Hohenstaufen jenen Glauben an die göttliche Berufung des Deutschen Kaisers verkörpert sehen, der nicht nur Weltherrschaft beansprucht, sondern ihrer durch Schutz der höchsten Werte auch würdig sein möchte. Die Sprache erhebt sich mehrfach — besonders am Schluß — zu einem hohen Pathos,

der aber von tiefster sittlicher Bedeutung ist, da auch der Deutsche Kaiser den Sieg von oben nur für den Fall erfleht, daß er und sein Volk den seelischen Werten am treuesten dienen. Dieses Werk Eckarts namentlich ist geeignet, alles Heroische in uns wachzurufen, eine Tatsache, die allein genügt, es von unseren Bühnen auszuschließen.

Mit dem „Lorenzaccio" schließt die dramatische Tätigkeit Eckarts. Der metaphysische Untergrund dieses Dramas, das, heute so gut wie unbekannt, fraglos zu den stärksten Taten deutscher Dramatik der Gegenwart und der Vergangenheit letzter Jahrzehnte gehört, ist anfangs behandelt worden. Die Gestalt des Mediceers Lorenzo, der um das Erbe von Florenz durch einen Emporkömmling, einen Sohn des Papstes, gebracht worden ist, trug Dietrich Eckart schon von 1898 mit sich herum. Das Thema: ein edel gesinnter Nachkömmling, Künstler, der zum brutalen Machtkampf um sein Recht die Energie nicht mehr aufbringt, sich inneren Fragen, Erlösungsfragen, zuwendet, und doch Herr im Hause seiner Väter sein möchte. Dies Thema vertiefte sich dann nach und nach zur Darstellung des suchenden, fallenden und doch zur Erlösung eingehenden Menschen überhaupt. Zwischen Gott und Dämon, Überwelt und Unterwelt steht Lorenzo Medici. Er hat Teil am Savonarola, am Ahasver, am Michelangelo, die als große Gleichnisse ringender Welten seiner Seele jeweilig ihre Richtung bestimmen, oder richtiger: die dann in Erscheinung treten und zu wirken beginnen, wenn die Seele eine neue Umwandlung erlebt. Verwickeln sich im „Froschkönig" noch die Motive, tritt in ihm noch die Gnadensehnsucht als eine wesentlich auf einen äußeren Akt bezogene Kraft hervor, um dem Gedanken seelischer Allmacht eben diese Gewalt abzusprechen, so hat sich im „Lorenzaccio" die Frage für Eckart dahin geklärt, daß diesem inneren Komplex der Gemütskräfte, die wir doch als eine

einheitliche Seele empfinden, der Vorrang über die von außen kommende Gnade gebührt. So wird letzten Endes die Erlösung zu einer *Selbst*erlösung, wie denn auch jede Tat in ihrem Wesen erst dann beurteilt werden kann, wenn alle ihre Beweggründe vor uns ausgebreitet liegen, d. h. wenn sie aus dem *ganzen* Ich restlos gedeutet werden kann.

Liest man den „Lorenzaccio" aufmerksam, so hat man namentlich am Ende das Gefühl, als mute Eckart *einem* Charakter zuviel zu, als spanne er ihn so weit auseinander, daß er zerfallen müsse. Auf diesen Einwand, den Eckart sicher oft gehört hat, antwortete er dann immer lächelnd: Als Dramatiker lese man nicht nur Buchstaben, sondern treibe bereits eine Theateraufführung im Kopfe. Der „Lorenzaccio" erfordere zweifellos einen erstklassigen Schauspieler, um sowohl das Edle des Helden, als auch seinen Fall glaubhaft als von *einem* Zentrum herrührend darzustellen. Geschehe das aber, so werde man keinen „Zerfall der Persönlichkeit" erleben.

Zur größten Schande des deutschen Theaters, insbesondere aber der bayerischen Bühnen, muß gesagt werden, daß, während in- und ausländischer Kitsch ungehemmt zu Worte kommt, das große Drama Eckarts noch nirgends seine Aufführung erlebte. Bis über den Tod hinaus dauert der parteipolitische Haß. Eckart war zwar in erster Linie Deutscher, aber er hat stets ein warmes Gefühl für seine Heimat bewahrt. Bayern ist außerdem an dramatischen Dichtern nicht reich. Hier erwächst ihm nun eine seiner stärksten Begabungen, schafft ein Drama, dessen Sprache allein schon Musik ist und von einem Leben durchpulst wird wie kein anderes zeitgenössisches Werk, und da verweigert das Land Bayern seinem Sohn sogar das Recht einer Uraufführung auf Bühnen, von denen die Molnars, Shaws und Genossen jahraus jahrein seichteste Gedanken ins deutsche Volk verstreuen.

Der 23. März 1928 ist der 60. Geburtstag Dietrich Eckarts. Wird sich niemand finden, der das Versäumnis gutmacht und den „Lorenzaccio" im Münchener Nationaltheater zur Aufführung bringt?

Der „Lorenzaccio" war Eckarts letzte größere dramatische Arbeit; sie wurde gerade vollendet, als die Novemberrevolte über Deutschland kam. Seit dieser Zeit steht die unmittelbar vaterländische schriftstellerische Arbeit im Vordergrunde. Woche für Woche geht ein Heft von „Auf gut deutsch" hinaus, Verbindungen werden angeknüpft, auf einer Versammlung der Münchener Einwohnerwehr verliest Eckart sein schönes Kampfgedicht „Geduld", die Arbeit am „Völkischen Beobachter" beginnt. Die große Zahl der Aufsätze hier nochmals abzudrucken ist unmöglich. Sie alle zeigen den Charakter des ersten, „Männer!", schneidend scharf, oft voll Spott, immer überlegen. Daneben entsteht eine große Anzahl kleinerer politischer Gedichte: über Lloyd George, die Parlamentarier, sich steigernd zur „Entscheidung" und „Deutschland, erwache!". Drei Schriften über die Judenfrage vervollständigen diese politische Kampfarbeit: „Das Judentum in und außer uns", „Das ist der Jude" und „Der Bolschewismus von seinen Anfängen bis Lenin". Dann kam 1923 die Zeit der politischen Verfolgung, die auf Eckart schwer lastete, eine zunehmende Kränklichkeit, die später den Erregungen durch Schutzhaft usw. nicht mehr standhielt.

Das ganze Jahr 1923 trug sich Eckart mit dem Plan eines großen Romans in Form einer Selbstdarstellung seines Lebens. Er skizzierte ihn mir mündlich mehrfach: das wilhelminische Berlin, humorvoll dargestellt durch seine vielen Typen, Kunst und Literaturbetrieb, das Grollen des Krieges, der Beginn des inneren Freiheitskampfes. Aber Eckart verfügte nicht mehr über die innere und äußere Ruhe,

es fehlte die notwendige Beschaulichkeit, um sich ungestört in die Bilder der Vergangenheit vertiefen zu können. Dazu kamen später angesichts des Inflationsverbrechens auch schwere geldliche Sorgen.

Bedenkt man, daß es bis auf heute an einem wirklich volkstümlichen und doch allen Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellen muß, genügenden Roman fehlt, so bedeutet das Nichtvollenden des Eckartschen Planes einen großen Verlust. Er verfügte über die innere Überlegenheit, Leidenschaft, und doch auch über jene Stilsicherheit, die den meisten gutgemeinten, aber gerade in dieser Hinsicht unzulänglichen literarischen Schöpfungen mangelt. Ein episches Werk des reifen Alters zu schreiben, ist Eckart also versagt geblieben: er hatte sich aufgerieben im Kampfe.

Eckart war zutiefst und bewußt einseitig Dichter. Ihm wurden äußere Bilder, Töne, Farben zu inneren Stimmungen, fügten sich ein in ein weltanschauliches, mystisches Erleben, welches seinem Wesen nach auf anschauungsbares Sichversenken hinauslaufen muß. Dies war eine künstlerische Beschränkung der Eckartschen Persönlichkeit, aber zugleich auch die Vorbedingung für jene „verdichtende" Eindringlichkeit, die vor allem in den Rhythmen seines „Lorenzaccio" den Höhepunkt erreicht. Eckart liebte die Malerei deshalb weniger der Malerei als ihres poetischen, seelischen Gehaltes willen, wobei er u. a. eine große Verehrung für den Maler Edmund Steppes empfand und das Wirken seines Freundes Max Zaeper mit Interesse verfolgte. Mehrfach war ich mit ihm im Atelier des Erstgenannten, wir fanden ihn vertieft in wunderbare Werke altgotischer Zeichenkunst, oder an der Staffelei. Eine seelische mystische Übereinstimmung verband beide Künstler: Während Eckart mitten im deutschen Chaos seinen „Lorenzaccio" hergab „als kleinen Teil von dem, was wieder wird," ent-

stand im Atelier Edmund Steppes' der „Durchbruch des Lichts", ein der schreienden Öffentlichkeit unbekanntes, grandios-dramatisches Landschaftsbild, ein Werk (mit anderen) stärkster Qualität. Auch die Stunde der Stillen im Lande wird noch kommen.

Obgleich Eckart mehrfach Kritiker in Bayreuth gewesen ist und er für Wagner tiefste Ehrfurcht hegte, wehrte er sich gegen musikalische Eindrücke, lehnte den Musiker manchmal ganz ab, aus Gründen, die schließlich unerklärlich sind wie alles Letzte einer echten Persönlichkeit doch unerklärlich bleibt. Vermutlich genügte ihm der Rhythmus der deutschen Sprache, die Musikalität des Wortes. Ein schöpferischer Mensch besitzt zur Wahrung seines Selbst Abwehrinstinkte auch gegen Nachverwandtes, die ein Außenstehender nie ganz begreifen kann.

So war denn Eckart überall ein starkes, bewußtes Ich, ein Ganzer auch im Irren, ein Großer im Geben, ein deutscher Künstler im ewigen Ringen. Von ihm kann man sagen, was er seinem ersten Darsteller des „Peer Gynt" in München, dem Schauspieler Maximilian Herbst, ins Widmungsstück des Werkes schrieb:

Im Fallen laufen,
Im Stürzen springen —
Wie soll man's taufen:
Gelingen.

Sechster Abschnitt

Anfang Dezember 1918 verließ ich meine baltische Heimat, um in Deutschland das meinige an der Aufklärung über Bolschewismus und die zu ihm gehörenden Probleme beizutragen, hatte ich doch vieles persönlich in Rußland mit-

erleben können. Ich kam nach München, ohne einen Menschen zu kennen. Der „Zufall" brachte mich mit einer baltischen Dame zusammen, der ich von meinen Plänen erzählte. Sie teilte mir mit, daß sie einen Menschen kenne, der hier bereits einen ähnlichen Kampf begonnen habe, wie ich ihn vorhätte; er gebe zu diesem Zweck eine kleine Kampfzeitschrift heraus. Ich merkte mir Namen und Anschrift. Am nächsten Tage sprach ich bereits bei Dietrich Eckart vor. Mich empfing ein bärbeißig und doch freundlich dreinschauender Mann mit markantem Kopf und charaktervollen Gesichtszügen. Er schob seine Hornbrille auf die Stirn hinauf und sah mich forschend an. Ob er einen Streiter gegen Jerusalem brauchen könne? Er lachte: Sicher. Ob ich etwas Schriftliches habe? Ich ließ ein Vortragsmanuskript und einige Aufsätze bei ihm. Bereits am nächsten Tage klingelte er in meiner Pension an: Die Sachen gefielen ihm sehr, ich möchte nochmals zu ihm kommen. . .

Seitdem waren wir fast täglich beisammen, und wenn die alte Schriftstellerfaulheit über ihn kam, dann mußte ich oft mehrere Hefte seiner Wochenschrift allein hintereinander schreiben.

Man vergegenwärtige sich die Zeit Anfang 1919. Ein jüdischer Hetzer und Dokumentenfälscher war bayerischer Ministerpräsident geworden; während Deutschland bespien und geknechtet wurde, wagte dieser Mann unsere Todfeinde in Paris als „große Patrioten" zu loben; erklärte, wir hätten kein Anrecht, die deutschen Kriegsgefangenen heimzufordern; trat auf nationalem Ehrgefühl mit seinen aus der Unterwelt und Galizien gekommenen Genossen herum. Die nationale Seite war fassungslos, ehemalige anmaßend auftretende Größen verkrochen sich in Maulwurfslöcher, niemand wagte es, offen gegen diese Diktatur des Untermenschen aufzubegehren, die sich nach Eisners Erschießung zu einer räte-

republikanischen Verbrecherorgie auswuchs. In dieser Zeit, da alle „Verantwortlichen" davongelaufen waren, trat ein deutscher Dichter heraus und griff mutig hinein in das summende Wespennest. Er rief nicht nur eine mehr oder weniger temperamentvolle Opposition hervor, sondern ging mit wahrhaft mutiger Rücksichtslosigkeit unmittelbar auf den Kern der Fragen ein. Sein erstes Heft von „Auf gut deutsch" mit dem Leitaufsatz „Männer!" (siehe S. 233) wurde in 25 000 Stücken an alle irgendwie bekannten Persönlichkeiten versandt. Doch das Echo von dort war gleich Null. Die soeben von einer Verräterbande beseitigten Herrschaften empfanden die Sprache als „nicht vornehm genug", womit sie nur ihre Feigheit zu bemänteln suchten. Andere schickten die Hefte voller Hohn zurück. Viele aber, dem politischen Leben bisher Fernstehende, horchten doch auf, sprach doch ein Mutiger das endlich aus, was Tausende sich nur unter vier Augen einzugestehen getrauten.

Wucher, Wucher, Wucher, rief Eckart gleich in den ersten Heften: der Wucher und seine Duldung hätten uns in den Abgrund gestoßen; die Feigheit, mit den Schädlingen des Volkes abzurechnen, wäre es gewesen, die sich bitter gerächt hätte. Der Bann aber, der über dem betrogenen Volke läge, könnte nur durch ein offenes Bekenntnis gebrochen werden.

Und das nahm der Dichter Dietrich Eckart auf sich.

Er wußte, daß der Wucher des Einzelnen zurückgeführt werden mußte auf das ganze wahnsinnige System unseres wirtschaftspolitischen Lebens. Er wußte, daß im völkerausbeutenden Bank- und Börsenwesen die gerade noch faßbaren Ursachen der Zerstörung unseres Lebens lagen, und er wußte auch, daß die Tätigkeit dieser Saugpumpen so gut wie identisch war mit jüdischer Börsenpolitik. Die Leih- und Vermittlerinstitute waren zu Herren der Welt geworden.

Gegen *s i e* als die plastischen Gleichnisse unserer völkischen Untreue mußte also zuerst der Kampf aufgenommen werden, und trotz klarer Erkenntnis, daß dieser Kampf ein *p o l i t i s c h e r M a c h t* kampf sein würde, mußte auch das wirtschaftliche Ziel klar ausgesprochen werden. Eckart hat sich nie sonderlich für technisch-wirtschaftliche Fragen interessiert, aber das Grundsätzliche, die Voraussetzung zur Lösung der sozialen Frage hat er instinktiv erkannt und klar formuliert. Bereits im ersten Heft seiner Wochenschrift sagt er: „Kein Wort mehr wollen wir hören von ‚ängstlicher Schonung' des deutschen Wirtschaftslebens, daß man nichts sozialisieren könne, weil kaum etwas da sei, was zu sozialisieren wäre. Es *i s t* etwas da, und *d a s* muß dem Volk uneingeschränkt nutzbar gemacht werden; und wenn ihr wirklich den Wald vor lauter Krüppelzeug nicht seht, so muß man euch mit den Nasen darauf stoßen, damit ihr wohl oder übel erkennt, *w i e* wir zu unserem Brennholz kommen — *d u r c h d i e V e r s t a a t l i c h u n g d e s g e s a m t e n K r e d i t e s!*"

Unsere ganze finanziell-staatliche Abhängigkeit von privaten Großbanken ist ohne Frage die Folge der Anerkennung des liberal-plutokratischen Grundsatzes, daß der Staat von *P r i v a t* banken zinspflichtige Anleihen genehmigt erhalten könne. Während in Epochen schwerster nationaler Not von Millionen das Opfer ihres Lebens rücksichtslos vom Staat gefordert wurde, verlegte sich dieser selbe Staat auf Bitten gegenüber den Finanzinstituten, nahm ihnen nicht nur nicht das durch Spekulationen ergatterte Geld ab, sondern garantierte vielmehr die Rückzahlung, ja sogar Zinsen über Zinsen. Diese belasteten den gesamten staatlichen Haushalt, bedrückten das ganze Volk in Form direkter und indirekter Steuern, so daß die sowieso schon Leidenden noch die Last der Staatsschulden gegenüber den Nutznießern ihres Elends zu tragen hatten. Diese soziale

Ungerechtigkeit, dieser liberale Finanzwahnsinn hatte im Laufe der Jahrzehnte aus souveränen Staaten wirtschaftliche Privatkonzerne gemacht, zu deren Angestellte die Parlamentarier und Regierungen herabgesunken waren. Niederträchtige private Finanzgelüste bestimmen denn auch heute das Schicksal von 100-Millionenvölkern. Wollte der Staat wieder einmal souverän werden, so müßte ein Machtkampf um die Beherrschung der Finanzzentralen als den Versorgern der Volkswirtschaft entbrennen, d. h. der Staat müßte sein Herrschaftsrecht über den gesamten Kredit verkünden. Es ist das eine alte völkische Forderung, welche in folgerichtigster Weise von Paul de Lagarde schon in den achtziger Jahren in Voraussicht des kommenden Unheils vertreten wurde. Lagarde erklärte, daß ebenso wie Post, Telegraph, Eisenbahnen Einrichtungen seien, die jeder Bürger benötige, so auch das Kreditwesen. Der erzeugende Unternehmer dürfe also nicht privaten Gelüsten ausgeliefert werden, sondern über diese habe eben das Gemeinwesen, der Staat zu wachen. Die Zeit war damals noch nicht reif für diese Erkenntnis. Erst die sogenannte sozialistische Revolution, die angeblich aus dem antikapitalistischen Kampf der Arbeiter hervorgegangen war, öffnete Tausenden über den Volksbetrug die Augen: Herren der deutschen Demokratie wurden die Börsenjuden, die Revolte vom 9. November 1918 erwies sich als eine Börsenrevolution. Sie krönte das Werk des liberalen Zeitalters. Aber auf der Höhe dieses Sieges des jüdisch-plutokratischen Gedankens erwuchs ihm sein Todfeind: die völkische, nationalsozialistische Weltanschauung.

Die Zinssklaverei aller Völker ist heute nahezu vollendet. Kein Land, das seinen Bankiers heute nicht mehr Geld schuldet als früher. Diese Länder aber können schon heute nicht mehr daran denken, alle Schulden zu tilgen,

die Anleihezinsen sind bereits so groß, daß alle Sklavenarbeit kaum ausreicht, um sie zu decken, geschweige denn das Kapital zurückzuzahlen. Nach jahrzehntelanger Fron werden die Schuldtitel nicht geringer, sondern größer sein. Gegen dieses unsittliche, alle völkische Selbstbesinnung und Selbstbestimmung knechtende System hat sich auch Dietrich Eckart gewandt und seine ganze Kraft in den Dienst der „Brechung der Zinsknechtschaft" gestellt.

Ich möchte hier nicht auf die letzten Konsequenzen dieser Theorie eingehen, grundsätzlich ist aber die Richtung des Weges die richtige, die einzig Rettung versprechende. Alles andere wird uns nur noch tiefer in die Maschen des goldenen Netzes treiben. Die Finanzdiktate von Spa bis zum Dawes-Gutachten sind ein einziger Beweis dafür.

Dies sah Dietrich Eckart schon im Frühjahr 1919 voraus. Er entwarf damals ein glänzendes, mustergültiges Flugblatt „An alle Werktätigen", in dem er die Fragen unseres wirtschaftlichen Elends auseinandersetzte. 100 000 Exemplare wurden hergestellt. Ich setzte mich mit Eckart zusammen in ein Auto, und wir warfen, durch die ganze Stadt fahrend, das erste völkische, im Wesen nationalsozialistische Propaganda-Flugblatt Münchens in die Menschenmengen. Am Stachus kam es zu einem größeren Auflauf, der zu einer kurzen Ansprache benutzt wurde, dann ging es weiter. Wie Eckart in seinen „Sturmtagen" es schildert, hat ihm dieses Flugblatt während der Münchener Räterepublik, als er von Rätematrosen verhaftet wurde, vielleicht das Leben gerettet.

Die gleiche Arbeit wurde dann in Wort und Schrift fortgesetzt. Als die Räterepublik erklärt wurde, wogte ganz München durch die Straßen, erregte Gruppen protestierten gegen die Gewalt. Mich hielt es auch nicht länger, und ich erzählte vom Mariendenkmal am Rathausplatz einer viel-

tausendköpfigen Menge vom Wahnsinn des Bolschewismus in Rußland und von den Verbrechen seiner Führung. Es kam zu erregten Äußerungen, aber es war alles zu spät. Die Krankheit ging ihren Gang. Jedoch auch die kämpfenden Kräfte des Widerstandes fanden sich nach und nach in der Erkenntnis und im gemeinsamen Willen.

Mit welcher Folgerichtigkeit Eckart sich in den Dienst der für grundsätzlich richtig erkannten Sache stellte, beweisen folgende Sätze aus „Auf gut deutsch" (5. Juli 1919): „Mit welchen Ausreden sie gleich bei der Hand sind, alle diese großen und kleinen Staatsmänner der Gegenwart, wenn nur ein Sterbenswörtchen von der Brechung der Zinsklaverei aufs Tapet kommt! Die ganze Weltwirtschaft würde zugrundegehen, jammern sie fast tränenden Auges. So soll sie zugrundegehen, und ist nicht schade drum! . . . Oder ist man wirklich der blödsinnigen Meinung, Millionen unserer Besten seien ins Grab gesunken, zu keinem andern Zweck, als daß es mit der Fraßgier beim Alten bliebe? Zeichen und Wunder geschehen, aus der Sintflut will sich eine neue Welt gebären, jene Pharisäer aber greinen um elende Notgroschen! Die Befreiung der Menschheit vom Fluche des Goldes steht vor der Türe! Nur darum unser Zusammenbruch, nur darum unser Golgatha! Heil ist uns Deutschen widerfahren, nicht Jammer und Not, so arg wir's auch jetzt empfinden. Nirgends auf Erden ein anderes Volk, das fähiger, gründlicher wäre, das Dritte Reich zu erfüllen, denn unsres!"

Da es nun augenscheinlich war, daß die eigentlichen Herren des die Welt heute regierenden Goldes Juden waren, auch hier symbolisch die ganze Materialisierung unseres Lebens kennzeichnend, so war der Kampf gegen diese Rasse auch auf wirtschaftspolitischem Wege eine Notwendigkeit, die Eckart ebenfalls mit derselben Leidenschaft begann, die ihn

dann in den Kreis der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei führte, deren getreuer Eckehart er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Siebenter Abschnitt

Zu gleicher Zeit etwa, als Dietrich Eckart in München den Kampf begann, ganz allein auf sich selbst gestellt, bildete sich in der gleichen Stadt ein anderes Zentrum des Widerstandes, eine Bewegung, welche heute berufen ist, die Freiheit des deutschen Volkes zu erkämpfen: die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Entstanden war sie aus einem kleinen Kreis sehend gewordener Arbeiter, die vom Naheliegendsten, von den Sorgen des Alltags, ausgingen, um nach und nach zu tieferen Einsichten über das Wesen der ringenden Kräfte in der Weltpolitik zu gelangen. Sie sahen, daß ein furchtbarer Wucher das Volk zerfraß, sie ließen sich aber nicht mehr durch die marxistischen Führer von den wahren Schuldigen ablenken, sondern suchten durch die jahrzehntelange Lüge hindurch die Wahrheit, die sie dann auch in der Tatsache entdeckten, daß der Marxismus nicht etwa das Wuchersystem der Weltbanken bekämpfte, sondern im Gegenteil an ihm teilnahm, ja, es durch Ablenkung auf die Landwirtschaft und produktive Industrie unmittelbar unterstützte. Diese Einsichten wuchsen zum Grundsätzlichen und Weltanschaulichen hinan, als Adolf Hitler in den Kreis der kleinen Schar trat und aus ihr nach und nach den Kerntrupp der deutschen Freiheitsarmee schuf, wie er es im ersten Band seines Werkes „Mein Kampf" geschildert hat.

Und wie Gleiches Gleiches sucht und findet, so fand die Deutsche Arbeiterpartei auch zu Dietrich Eckart. Dieser war tief innerlich froh, inmitten so vieler Feigheit auf einen ernsten deutschen Willen zu stoßen und stellte sich, der deut-

sche Dichter, dem deutschen ringenden Arbeiter zur Verfügung. D. h. er tat etwas, was die dazu berufene nationalpolitische Intelligenz Deutschlands seit Jahrzehnten zu tun pflichtwidrig unterlassen hatte. In einer ganz kleinen, bescheidenen Versammlung hielt Eckart seinen ersten Vortrag, las seine „Familienväter" vor; in weiteren, schon etwas größeren Veranstaltungen entwickelte er seine Gedanken über das schöpferische Wesen der deutschen Arbeit, das heute mißachtet, von fremdem Geist der Ausbeutung überwuchert werde, aber doch darauf warte, zu hellem Selbstbewußtsein geweckt zu werden. Ich sehe noch die dankbaren Gesichter vor mir, die jene ersten Zuhörer zeigten, die Freude, von einem „jenseits von sich" diese ehrlichen warmen Worte zu hören. Dietrich Eckart hatte sich schnell die Herzen aller erobert; seine rücksichtslose Offenheit auch in andern Dingen verschaffte ihm dann ebenfalls sehr bald die nötige Autorität in der heranwachsenden Bewegung, zu deren geistigem Aufbau er so viel beigetragen hat.

Seinen Lesern gegenüber trat Eckart unbekümmert um vieles Kopfschütteln sofort für die neue Gründung ein. „Auf gut deutsch" ist somit die erste Zeitschrift der nationalsozialistischen Bewegung gewesen, ein Ruhmestitel, den erst eine spätere Zeit ganz würdigen wird. Als ihr „oberstes Ziel" nannte Eckart den „Zusammenschluß aller unserer Hand- und Kopfarbeiter auf großdeutscher und nur deutscher, d. h. rein völkischer Grundlage, also aller derjenigen deutschen Blutsgenossen, die ihr Leben mit Arbeit, ganz gleich, mit welcher, aber stets mit redlicher, auszufüllen trachten und eigentlich schon dadurch bekunden, daß sie auch in jeder andern Hinsicht der deutschen Wesenheit zu dienen vom ganzen Herzen entschlossen sind"[1].

Und nach einer Bekräftigung, daß die neue Bewegung vor all den gepriesenen „Politikern" nicht den geringsten Re-

spekt habe, nicht daran denke, den „Abschaum der Menschheit als wunder wie erleuchtete Staatsmänner" gelten zu lassen, bekannte er: „Nur eines betreibt die Deutsche Arbeiterpartei, und betreibt es, seit sie besteht, mit dem gleichen leidenschaftlichen Nachdruck, und dies eine — wie nenne ich es nur? — es gibt keinen Namen dafür, es läßt sich nur fühlen; auf jeden Fall ist alles darin enthalten, was die Begriffe Offenheit, Redlichkeit, Selbstlosigkeit, verstärkt durch den Begriff Deutschheit, in sich bergen. Von dem schmählichen Glauben, daß das Leben zur Lust da sei, von dieser echt jüdischen Lustseuche, will ein Unfaßbares in den Massen ja schon lange los; der ‚Himmel auf Erden' zieht nicht mehr recht, und wäre es auch nur, weil er trotz aller Versprechungen in immer weitere Ferne rückt. Gegen die große Lüge hat sich heimlich der große Verdacht erhoben. Unzählige lechzen, nein knirschen nach Wahrheit. Aber wer da glaubt, ohne ein zureichendes Kraftgefühl und Bekennermut sie gewinnen zu können, der täuscht sich gründlich. Was trägt denn die Schuld an dem chaotischen Brodeln der Massen? Die aus der Selbstsucht entsprungene Waschlappigkeit unserer oberen Schichten gegenüber dem Blutsaugertum einer bestialischen Schacherwelt. Seit Jahrzehnten widerstandslos dem jüdischen Geist zur Beute überlassen, empfand die Menge zuletzt nur mehr in ihm die herrschende Macht, die Macht überhaupt, und ging mit dem Lügner, ja, mußte ihm folgen, weil nur, wo Stärke sich zeigt, die Hoffnung gedeiht, außer ihm aber nichts mehr vorhanden war, woran sich das haltbedürftige Volk zu klammern vermocht hätte. Nun liegen die Dinge zwar so, daß die Massen auch dem Juden zu mißtrauen beginnen, aber abwenden werden sie sich nicht eher von ihm, als bis ihnen eine andere, eine höhere Kraft entgegenströmt,

jene seelische, an deren Unerschrockenheit der große Krumme seinen Meister findet."

Mit diesen schönen Worten ist das Grundgefühl glänzend gekennzeichnet, welches die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei von Anfang an beseelte und auch durch alle Menschlichkeiten heute noch trägt im Kampf gegen alle deutschfeindlichen Gewalten. Aus dieser einzigartigen Einstellung folgte für Eckart aber nicht nur die rücksichtslose Bekämpfung des Gesamtmarxismus, sondern auch eine klare Scheidung von den Pseudonationalen: „Wer sich um die Judenfrage drückt, der ist mein Feind, und wenn er in gerader Linie von Hildebrand und Hadubrand abstammt. Bis aufs Messer bekämpfe ich ihn, um so leidenschaftlicher, je schamloser er das nationale Mäntelchen achselt. Jeder ausgesprochene Jude ist mir da lieber; man weiß im vornherein, wie man mit ihm daran ist. Aber zu tun, als ob, und immer bloß zu tun, als ob, und mit all dem Humbug seinen ganzen Anhang, eine Unmenge wertvoller Kampfkräfte, auf das tote Geleise schieben, sei es auch aus lauter Hosenangst, ich wüßte nicht, was unserem Volkstum schädlicher wäre. Streberseelen, weiter nichts, so das richtige Fressen für die jüdischen Drahtzieher des Freimaurerbundes.

„Ich bitte dich, Freundchen, laß das Gealber!
Du bist und bleibst nur ein Lauer und Halber.
Das taugt nicht zu Engeln, das taugt nicht zu Teufeln;
Kein Grund zu jubeln, kein Grund zu verzweifeln;
Nicht selige Lust, nicht zu Tode erschreckt,
Verärgert, da hast du's, der ganze Effekt."

heißt es im „Peer Gynt". So oft diesem Gelichter etwas in die Quere kommt, wovon sie auch nur die geringste Beeinträchtigung ihrer Heldenrolle befürchten, ist schon die sauertöpfische Miene da; und so laufen sie herum, bald wie strahlende Operntenöre, bald wie die finstersten Leichenbitter."

Wer erkennt nicht in dieser Zeichnung jene Nationalen wieder, die vor ihren Wählern, auf Regimentsfeiern und Reichsgründungstagen mit voller Lunge für das Vaterland zu kämpfen versprechen, dann aber in Berlin beim Wink etwa des „Generals" Dawes und seiner „Sachverständigen" wie die Taschenmesser zusammenklappen? Sie sagen dabei weder ja noch nein, sondern zu einer Hälfte ja, zur andern nein. Diese Halbheit ist es, die wie ein Krebs an unserem Volkskörper frißt, wertvolle Kräfte zermürbt, annagt, zerstört. Dietrich Eckart hatte hier bis auf den Grund der Seele gesehen: von da ist keine Rettung zu erhoffen. Es herrschte dort genau derselbe Geist, der ganz unmittelbar den Sieg des Chaos am 9. November 1918 ermöglichte.

Kein Wunder, wenn Eckart zuerst Hochachtung zu Hitler empfand, dann diese „Zornesader der Deutschen Arbeiterpartei" aufrichtig verehrte und alle Kraft daran setzte, die junge ringende Bewegung zu unterstützen und bei gutwilligen deutschen Menschen einzuführen.

1921 konnte die Partei den „Münchner Beobachter" kaufen, ehemals ein kleines Sportblatt, das wöchentlich erschien, dann in völkische Hände übergegangen war und nun unterm Titel „Völkischer Beobachter" die erste nationalsozialistische Zeitung wurde. Um die Werbekraft dieses Blattes zu stärken, gab Eckart zum Leidwesen vieler seiner Leser „Auf gut deutsch" auf, führte dessen Freundeskreis dem „Völkischen Beobachter" zu, dessen Leitung er dann auch übernahm. Nun begann der Kampf auch in der Tagespolitik. Mit aller Schärfe. Hier nun zeigte es sich aber, daß Dietrich Eckart doch im Wesen ein D i c h t e r war, d. h. ein Mensch, der w a r t e n mußte, bis sich im Innern etwas neu zu regen beliebte. Eine methodische, auf den Glockenschlag abgestellte Arbeit war ihm ein Greuel, so daß ich ihn von allem Anfang an oft vertreten mußte. Dann kam wieder ab und zu

eine große Energie über ihn und er veröffentlichte in solcher Stimmung glänzend geschriebene, stilistisch prachtvoll abgerundete Aufsätze oft von beißender Schärfe, wobei er namentlich die verlogene Presse, jenes Vergiftungswerkzeug der Feinde Deutschlands, gebührend kennzeichnete. Als z. B. Hitlers erste Kundgebung im Münchner Zirkus auf dem Marsfelde vor 5000 Besuchern stattfand und diese Presse jene wirklich deutsche Abwehr totschwieg, schrieb Eckart grimmig: „Der bayerische Ministerrat erließ bekanntlich gegen das Tanzen während der letzten Tage des Faschings ein strenges Verbot. Meines Erachtens hätte er nur das Pressefest verbieten sollen. Nach so vielen Jahren Entbehrung wäre dem Volk das bißchen Tanzen ruhig zu gönnen gewesen. Jedem im Volk, wer es auch war, meinetwegen noch jedem Raubmörder und Leichenschänder. Nur nicht diesem Zeitungsgelichter, um alles in der Welt nicht diesem Zeitungsgelichter!"

Womit Eckart natürlich nicht die ehrlichen deutschen Journalisten meinte, sondern jenes internationale Pressegesindel, welches das deutsche Volk seit Jahrzehnten bewußt belügt, entsittlicht, betrügt. Dem geknebelten guten deutschen Schriftsteller hat er gerade in den „Familienvätern" ein rührendes Denkmal gesetzt.

So wuchs denn auch unter Eckarts geistiger Einwirkung die N.S.D.A.P. über kleine Anfänge zu einer immer größer werdenden Volksbewegung heran. Das Jahr 1923 brachte hier einen entscheidenden Wendepunkt.

Die glorreiche Regierungskunst der Rathenau bis Wirth, Cuno und Stresemann hatte Deutschland von einer Unterwerfung zur andern geführt, und während der Feind mitten im Lande stand, wurde das Deutsche Reich von Männern geführt, welche die nationalaktiven Verbände verfolgten und die gleichen Organisationen auflösten wie der französische

General Degoutte im Rheinlande. Das anläßlich des Todes Rathenaus, eines Juden, durchgebrachte sog. Gesetz zum Schutz der Republik wütete gegen die deutsche Opposition, während die Levis und Genossen ungestraft den nationalen Widerstand im Ruhrgebiet, in der Pfalz verraten durften. Unterdessen fiel die deutsche Mark von Tag zu Tag und die „wirkungsvolle Maßnahme der Inflation" („Frankfurter Zeitung") beraubte das schaffende Deutschland seines gesamten Sparvermögens, „tilgte" alle inneren Schulden, um der Erfüllungspolitik die Möglichkeit zu geben, dem Feinde die Tribute zahlen zu können. Und inmitten dieses brodelnden politischen und wirtschaftlichen Chaos gediehen der Wucher und die Spekulation noch mehr als früher. Schamlos wie niemals zuvor wurde deutsches Wesen verhöhnt, frech und zügellos raubten marxistische Führer und demokratische Börsenmänner eine große Nation aus... Sie leben noch heute ungestraft, herrschen sogar dank der unbegreiflichen Verblendung irregeleiteter, skrupellos belogener Millionenmassen.

Auch nach Eckart langte das Gesetz zum Schutz der Republik. Er hatte zu Karikaturen über Fritz Ebert einige humorvoll-satirische Verse gemacht. Das genügte, um die Republik, die gegen das tägliche Anspucken seitens unserer Feinde mit immer erneuter Betonung der sogenannten Pflicht zur Reparation antwortete, ins Wanken zu bringen. Eckart erklärte hierauf, er weigere sich, das ihm deutschfeindlich und selbst vom Standpunkt der Weimarer Verfassung als unzulässig erscheinende politische Ausnahmegesetz anzuerkennen. Er werde sich freiwillig dem Leipziger Tribunal nicht stellen. Eckart zog sich deshalb inkognito ins bayerische Gebirge zurück und die nationale Stimmung war dank der Arbeit der N.S.D.A.P. damals so stark in Bayern, daß man sich nicht gerade übermäßig bemühte, seiner habhaft zu werden.

In einem kleinen Häuschen in der Nähe Berchtesgadens, betreut vom Großen Göll, verlebte Eckart nun den letzten Sommer seines Lebens. Trotzdem ihn ab und zu Freunde besuchten, lastete das Bewußtsein des Verfolgtseins auf dem Manne, der es mehr als andere empfand, welche Schande es für ein Volk bedeutete, Männer, die sein Bestes wollten, verfolgen zu lassen, aber ruhig zuzusehen, wie die Schädlinge wucherten und in bester Freundschaft mit Regierungen lebten, ja, wissen zu müssen, daß inmitten eines nie dagewesenen Elends der Reichskanzler Wirth es abgelehnt hatte, das Vermögen überführter Volksausbeuter beschlagnahmen zu lassen. Die schlechten Triebe im deutschen Volke waren hochgeschlagen, es vollzog sich etwas, was Eckart einmal 1921 beschrieben hatte:

„Gleiches will zu Gleichem — ein ebenso tiefer wie nieversagender Satz. Das vollzieht sich instinktmäßig mit der Sicherheit eines Uhrwerkes. Wer im innersten seines Herzens überwiegend auf irdische Lust eingestellt ist, den drängt es unwillkürlich zu dem, dessen Durchschnittsstreben ebenfalls nach zeitlichem Glück geht; und er fühlt sich zu ihm hingezogen, auch noch dann, wenn der Gegenstand seiner Neigung bereits die unausbleiblichen Folgen dieser materialistischen Grundrichtung durch ein Übermaß von Fäulnis offenbart. Daher kommt es, daß die breite Masse des Volkes, die als solche, d. h. als kompakter Haufe, so recht die träge Materie verkörpert, immer und ewig mit skrupellosen Glücksjägern vom Schlage Erzbergers sympathisiert, trotzdem sie dergleichen .... als ihre Ausbeuter empfindet. Aus demselben Grunde hält sie aber auch zum Judentum, zu diesem Nonplusultra weltlichster Gesinnung, und geht mit ihm, wenn nicht eine starke Hand sie daran hindert, über Leichen[1]."

Die „starke Hand", nach der Eckart verlangte, regte sich endlich nach mühevollem Ringen um die Seele des Volkes

am 8. November 1923. Wie ein Schrei der Erlösung zitterten in dieser Nacht die Drahtberichte über die Errichtung einer nationalen Diktatur durch Deutschland, der Morgen des 9. November fand Millionen in spannender Erwartung des Signals, um im ganzen Reiche die alte Ehrenfahne gemeinsam mit dem Hakenkreuzbanner zu entrollen. Die Hoffnung zerbrach. In der Nacht war ein Verrat geschehen: Männer, Offiziere, die in die Hand Hitlers und Ludendorffs versprochen hatten, ein Deutsches Reich wiederaufrichten zu helfen, gingen über zu den dunklen Kräften der Vergangenheit. An der Feldherrnhalle in München fielen um die Mittagszeit des 9. Novbr. 1923 Männer unter deutschen Kugeln, die jahrelang von französischen verschont worden waren. Die schwarze Reaktion triumphierte über die deutsche Erhebung, dem vaterlandslosen Marxismus und der jüdischen Hochfinanz aber räumte der bayerische Staat die letzten Hindernisse auf dem Wege zur restlosen Finanzversklavung hinweg. . . Und das kam so.

Als der Einfluß Hitlers im Laufe des Jahres 1923 selbst die Herrschaft der Bayerischen Volkspartei zu überflügeln drohte, als Wehrverbände sich ihm im Kampf anschlossen, da tat die Regierung einen gewagten Schritt: um diese völkische Front zu zerschlagen, setzte sie den Dr. von Kahr als sog. Generalstaatskommissar ein, angeblich mit diktatorischen Vollmachten. Dieser, vom nationalen Bürgertum fälschlich als „bayerischer Bismarck" verehrte Mann verpflichtete sich die sog. Vaterländischen Verbände, die Polizei, das Wehrkreiskommando, bayerische nationale Vereine, um Hitler zu isolieren oder ganz in die von der Bayerischen Volkspartei gewünschte Front hineinzuzwängen. Um sich beliebt zu machen, wurde die Bayerische Reichswehr nur auf Bayern verpflichtet und das Republikschutzgesetz für null und nichtig erklärt. Darüber hinaus sprach man offen vom

„Marsch nach Berlin", aber die Zeit verging und man getraute sich nicht, den Sprung zu wagen. Hier setzte Hitler ein. Und anstatt ihm jetzt zu helfen in einem Beginnen, welches doch in der gleichen Linie lag, ging man hin und fiel ihm in den Rücken. Die Geschichte dieser Tage ist noch nicht geschrieben. Es wird die Zeit noch kommen, in der man alles wird sagen können.

Nach der Nichtigerklärung des Republikschutzgesetzes kam Dietrich Eckart wieder nach München. Er war etwas gealtert, müder geworden. Sein Humor blitzte seltener als zuvor, und wenn er sich im Bewußtsein der neuerlangten Freiheit auch wieder wohler fühlte, so sah er doch pessimistisch in die Zukunft. Er veröffentlichte im „V. B." einen Aufruf an Dr. von Kahr, doch h a r t zu werden, jedoch ohne den inneren Glauben an den Charakter des Generalstaatskommissars. Er lebte im Kreise guter Freunde, abseits vom politischen Tageskampf. Ich sah ihn nur selten, erst in der Nacht vom 8. auf 9. November waren wir wieder froh. Es dauerte nur eine kurze Zeit. Als ich ihn spät nachts traf, sagte er: Wir sind verraten.

Am Morgen lag dieser Verrat klar zutage, die Truppen des „Staats" besetzten die Straßen, nur vom Kriegsministerium wehte noch die schwarzweißrote Fahne.

Am Vormittag traf ich mit Eckart auf der Redaktion des „Völkischen Beobachters" zusammen.

Etwa um ½12 Uhr fuhren wir von der Schriftleitung zum Bürgerbräu, d. h. zum Standquartier Hitlers. Auf dem Odeonsplatz, an der Kreuzung von fünf Straßen, stand ein grauer Panzerwagen der uns jetzt feindlichen Reichswehr, an der Residenz der Wittelsbacher patrouillierten Soldaten. Als ich am Standquartier Hitlers und Ludendorffs ankam, hatten sich die Kolonnen schon gebildet. Ludendorff drängte zum Abmarsch und setzte sich mit Hitler an die Spitze.

In breiter Front ging es in die Stadt, bejubelt von ganz München. Vom Rathaus flatterten die schwarzweißrote und die Hakenkreuzfahne; die Hauptstraßen waren bunt von Flaggen wie noch nie. Bald bogen wir in die Residenzstraße ein. Vor uns gingen zwei Oberländler und schwenkten die schwarzweißroten Fahnen. Etwa hundert Schritt vor der grünen Schützenkette mit Maschinenpistolen zerbrach ein Fahnenschaft. . . Wir kamen näher. Die erste Linie der Polizei senkte die Gewehre. Dann fiel ein Schuß, gleich darauf setzte ein Geknatter ein. Der rechte Fahnenträger sank zusammen, bedeckt vom schwarzweißroten Tuch. Hitlers Begleiter erhielt vier Schüsse, im Fallen zog er Hitler mit sich mit einer Kraft, daß diesem der Arm aus dem Gelenk sprang. Ludendorff war aufrecht durch die Ketten gegangen. Die Polizei schoß nicht nur von vorn auf den Zug: Auch aus der Residenz ertönten Schüsse und über mir vom Seitenflügel der Feldherrnhalle schossen Maschinenpistolen ihr Blei auf den Asphalt und in Menschenleiber . . . Scheubner, der geschäftsführende Leiter der Kampfverbände, war vorgesprungen: Schießt nicht auf Ludendorff! Eine Kugel fuhr ihm durch die Brust, er war sofort tot. Ein anderer sprach mit blutendem Munde: „Ihr Hunde habt auf Schwarz-Weiß-Rot geschossen" — und starb. Auf den Stufen der Feldherrnhalle liegen Verwundete, von mehreren Schüssen durchbohrt; neben ihnen steht, seiner nicht mehr mächtig, der wuchtige Oberstleutnant Kriebel und ruft: „Ihr Schufte habt Hitler und Ludendorff erschossen . . .!" Hauptmann Goehring wälzt sich, schwer verwundet, der Mauer der Residenz zu. Parteigenosse Körner ist neben mir durch Kopfschuß getötet . . .

Von unserer Seite wurde auf das Schießen geantwortet. Hitler richtete sich auf: Aufhören! Es war zwecklos . . . Die Tragödie ist aus. Ich gehe zurück. Quer über den Bürger-

steig liegt ein Parteigenosse. Eine Kugel hat ihm die Hirnschale abgerissen. Das warme Hirn quillt rauchend heraus. Er atmet noch leise seine letzten Atemzüge.

Ein Auto hat Hitler aufgegriffen und fährt ihn langsam über den Platz vor dem Nationaltheater. Er ist totenbleich. Hinter ihm liegt ein blutender Knabe in den Armen eines Arztes. Auch ein Opfer des „Staates".

Das sonst so ruhige München ist in wildester Empörung. Zehntausende hören die Protestreden von den Stufen des Nationaltheaters, vaterländische Lieder ertönen; Polizei und Reichswehr werden mit leidenschaftlichen Ausdrücken empfangen. Alte Männer treten vor, reißen den Rock auf und rufen: Stoßt doch zu! Trupps der ihres Führers beraubten Nationalsozialisten ziehen durch die Straßen. In der großen Halle des Hauptbahnhofes werden zündende Reden gehalten, das Hitlerlied gesungen . . . Der „Generalstaatskommissar" und seine Genossen „siegten" über das Volk. Die Pikenreiter sprengten zwei Tage lang auf den Bürgersteigen mit vorgehaltenen Lanzen umher und Dutzende von Frauen aller Kreise wurden von der Polizei blutig geschlagen. Dann kam eine verzweifelnde Ruhe über München. Ein Anlauf zu Deutschlands Befreiung war zusammengebrochen.

Kahr, General Lossow usw. wollten — im Ziel — angeblich dasselbe wie Hitler: Einen auf völkischer Grundlage ruhenden Nationalstaat. Aber der 9. November 1923 ist zum Beweis geworden, daß sie das Ziel ebensowenig begriffen haben, wie sie sich zu den Mitteln bekannten, mit denen sie (wie sich vor Gericht herausstellte) in einer Weise hantiert hatten, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen schien. Sie „wollten" auch eine Beseitigung des heutigen Systems, aber in ihnen lebte jene für unsere reaktionären Kreise typische Beschränktheit der Anbetung des bloßen Amtes und hoher

Würden. Die „Exzellenz" war ihnen mehr wert als eine von einer sehnenden Volksmenge emporgehobene „nicht-exzellente" Persönlichkeit. Sie empfingen zwar Hitler, den unangenehmen Mann, sie hatten nichts gegen seine Arbeit, aber nur solange er sich dem „Staat", d. h. den gerade regierenden exzellenten Herren, eingliedern wollte. Der selbst nach einem Putsch im März 1920 aus dem Bett geholte und als Ministerpräsident eingesetzte Ritter von Kahr war 1923 zur unantastbaren Verkörperung des „Staates" geworden. Nur wußte man nicht, ob er, der Herr Generalstaatskommissar, oder die Regierung Knilling Bayern beherrsche. Herr von Kahr, der früher mit der Sozialdemokratie regieren wollte, war der grimmigste „Marxistentöter" geworden und verlas lange, von andern Leuten verfaßte Reden als „seine" grundlegenden staatspolitischen Bekenntnisse. Herr von Kahr war zu klein, um das Programm der Bayerischen Volkspartei zu verwirklichen; er war zu klein, um die beanspruchte diktatorische Gewalt völkisch auszuüben; er war zu klein, um über den Horizont eines Durchschnittsbeamten hinaussehen zu können. Es reichte bei ihm nur zum — Zurücknehmen seines Wortes und Händedruckes. Er war sogar so klein, daß er nach dem „Sieg" zusammenbrach, trotz der Maschinengewehre und Panzerwagen. Seine Größe reichte nur bis zu Polizeischikanen.

Keiner der drei „Staatserhalter" vom 9. November 1923 hatte im entferntesten verstanden, worum heute der Kampf geht. Sie sind die Vertreter des alten Regimes, das während des Krieges die Sturmzeiten ebensowenig erkannt hatte wie das Ringen von heute. Ihnen waren selbst nach dem 9. November 1918 die Augen nicht aufgegangen. Sie haben auf die neuen Fragen einer grollenden Gegenwart keine wirklich erlebten neuen Antworten gefunden und waren zu klein, sich einer großen Idee zur Verfügung zu

stellen. Auf dieses Urteil der Geschichte brauchen wir nicht zu warten, es ist schon heute einmütig gesprochen. Vom Volk natürlich, nicht in den Kreisen der Kahr und Genossen.

Am 9. November 1918 brach ein Deutschland zusammen, dessen faule Stützen das gute Alte nicht mehr zu tragen vermochten. Am 9. November 1923 zeigte es sich, daß selbst die Fundamente (Offiziersworrt!) dieser Stützen verfault waren. Die völkische, nationalsozialistische Freiheitsbewegung schied sich am 9. November 1923 endgültig von pseudovölkischer Hohlheit — sie hat die Riesenarbeit übernommen, auf neuen Grundlagen ein Haus zu bauen und aus dem Schutt der Vergangenheit das heute begrabene Schöne herauszulösen und ihm in neuer Form eine Heimstätte zu schaffen.

Die große Welle war zusammengesunken. Die Führer tot, verhaftet oder von der Polizei verfolgt. Ich traf mich in den nächsten Tagen noch öfters mit Eckart, um zu beraten, wie die Freunde zu neuer Arbeit zusammengefaßt werden könnten, da an eine Organisierung der zersprengten und unter Zuchthausandrohung verbotenen N.S.D.A.P. unter gegebenen Umständen nicht zu denken war. Dann erfolgte Eckarts Verhaftung.

Er wurde vom „nationalen" Herrn von Kahr eingesperrt, nicht weil gegen ihn ein Verfahren eingeleitet werden konnte, sondern einfach, um ihn überhaupt unschädlich zu machen. „Schutzhaft" nannte man diese Methode. Und so wurde denn der freiheitsliebende Mensch, der nichts anderes verbrochen hatte, als für sein Volk zu streiten, der opferte, was er irgend entbehren konnte, um diesem Volk zu helfen, er wurde eingesperrt und ins Gefängnis Stadelheim bei München geschleppt. In der Zelle 304, die auch ich später wegen „Beleidigung" bayerischer sensibler Behörden sechs Wochen anschauen durfte, saß der jetzt schon schwer kranke Mann. Zwar trug ihn auch hier ein grimmiger Humor

über die Erbärmlichkeit der Welt hinweg, aber es fehlte natürlich nicht an Stunden der Verzweiflung und des Zornes. Aus einer solchen Stunde des Grolles stammt ein Gedicht, das Eckart am 21. November 1923 niederschrieb:

Blödes Volk! Du schmähtest jeden,
Der sich treulich um dich mühte,
Mit gotteslästerlichen Reden
Lohntest du auch Hitlers Güte,
Grunztest, als die Pharisäer
Hinterrücks ihn niederzwangen.
Aber nun kommt der Hebräer,
Dein Gebieter kommt gegangen!
Peitschenhiebe um die Ohren,
Über's Maul, nicht zu vergessen —
Für das Sklavenjoch geboren,
Denkst du ja nur noch an's Fressen!
Gott sei Dank, was Hitler plante,
Wurde je ihm abgegraben,
Und ihm blieb erspart die Schande,
Dich, du Pack, befreit zu haben!

So spricht nur schwerverwundete Liebe.

Als schließlich der Zustand Eckarts sich zusehends verschlimmerte, da hielt man es hinter den Stacheldrähten des Regierungsgebäudes zu München doch für geraten, ihn freizulassen. Eckart wohnte darauf bei treuen Freunden. Ich traf ihn dort eines Abends. Er lag im Bett, wir schüttelten uns die Hände. Der Händedruck war matt. Trotz des Versuches, zu lachen und eine humorvolle Bemerkung über seinen Zustand zu machen, hinterließ Eckart den Eindruck eines alten Mannes... Er freute sich auf Berchtesgaden, wo er sich wieder erholen wollte. Eine Woche später erfuhr ich, daß unser Dietrich Eckart dort am 26. Dezember 1923 plötzlich an einem Herzschlag gestorben war.

Jetzt wölbt sich zwischen den Bergen seiner bayerischen Heimat sein Grabeshügel, betreut von seinen Freunden, ein

Stück Erde, an welches Tausende in Deutschland denken, wenn vielleicht auch noch nicht sehr viele wissen, welch ein tapferes Herz in der Brust des Mannes geschlagen hat, der dort begraben liegt. Auch er gehört zu den Märtyrern der deutschen Freiheitsbewegung. Und e r hat auch ihr Kampflied gedichtet:

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen,
Judas erscheint, das Reich zu gewinnen,
Läutet, daß blutig die Seile sich röten,
Rings lauter Brennen und Martern und Töten.
Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt
Unter dem Donner der rettenden Rache.
Wehe dem Volk, das heute noch träumt,
Deutschland, erwache!

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen.
Dröhnen soll sie und gellen, die Luft,
Rasen, rasen im Donner der Rache.
Läutet die Toten aus ihrer Gruft,
Deutschland, erwache!

Die Worte „Deutschland, erwache!" leuchten eingewirkt auf den Standarten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, das (von Hans Ganser vertonte) Kampflied aber ertönt schmetternd auf jedem Parteitag der Bewegung, wenn sich alljährlich immer mehr und mehr Männer im braunen Hemd zum Appell zusammenfinden.

Und so l e b t denn Dietrich Eckart im wahrsten Sinne noch weiter. Wie einst seine Werke nach Vertreibung des Otterngezüchts auf die deutschen Bühnen kommen werden, so

trägt uns auch die Sehnsucht, daß die Standarten mit seinem Rufe „Deutschland erwache!“ einst emporflattern über allen deutschen Landen. Dies ist Dietrich Eckarts Sehnsucht auch gewesen, für dieses Ziel hat er gekämpft und gelitten.

Von seinen Worten begleitet wird einst erstehen das echte Deutsche Reich, der erste wahrhaftige Deutsche Nationalstaat.

Alfred Rosenberg.

Gedichte und Sprüche



Dietrich Eckarts Geburtshaus in Neumarkt i. d. Oberpfalz
(Gezeichnet von Albert Reich, München)

VOLK / HEIMAT / VATERLAND

Widmung

(An einen Jugendfreund aus der Oberpfalz
Kunstmaler Albert Reich in München.)

Freund, wo unsere Wiege steht,
Liegt der Acker voller Steine.
Wenn der Winter dort vergeht,
Fordert schon der Herbst das Seine.
Hart die Menschen wie der Boden.
Aber auch die kleinsten Triebe
Sind dort nicht mehr auszuroden,
Weder Wurzelwerk noch Liebe.

Fahrender Schüler

„Es muß nicht immer die Heimat sein,
Man kann das Glück auch erwandern!
Leb' wohl, mein Mädel, und tröste dich fein
An Herz und Mund eines andern!
Er wird dich schmücken nach deinem Sinn
Mit goldenen Bändern und Borten . . ."
So sprach ich lachend zu ihr und bin
Ein fahrender Schüler geworden.

Nun klingt meine Fiedel durchs ganze Land
Und springen die Kinder im Städtchen.
Allüberall finde ich offene Hand
Und überall zärtliche Mädchen.
„Du, schöne Wirtin, schenke mir ein
Und laß nur das heimliche Winken,
Umsonst nicht perlet der funkelnde Wein,
Man muß ihn auch kosten und trinken."

Am Brunnen steht eine kichernde Schar,
Da täten wohl alle mir taugen . . .!
Ist eine darunter mit lockigem Haar
Und schelmisch blitzenden Augen.
Wie mich ihr rosiger Mund gemahnt
An längst vergangenes Lieben . . .
Ich wollte, ich trüge ein Edelgewand
Und wär' in der Heimat geblieben.

Die Heimat[5]

Bist so lang herumgezogen
In der weiten Welt allein,
Und des Lebens wilde Wogen
Brachen stürmisch auf Dich ein.

Jetzt nun strebst Du krank und müde
Aus der Fremde heimatwärts,
Voll Vertrauen, daß der Friede
Dorten einzieht in Dein Herz.

Weißt Du nicht, daß nur dem Glücke
Lacht der Heimat Sonnenschein?
Doch verfolgt von dem Geschicke,
Wirst Du doppelt elend sein!

Unter der Linde

Unter der Linde das alte Haus
Schaue nach Jahren ich wieder:
Blühende Äste strecken sich aus
Wie ein großer, duftender Strauß,
Winken so heimlich hernieder.

Hoch am Dache in sicherer Hut
Zwitschern munter die Staren;
„Liebe Gesellen, ich kenne euch gut,
Über das Meer in sonniger Glut
Sind wir zusammen gefahren!

Freudig habe ich euch geschaut
Flatternd oben im Winde —
Grüßet die Heimat, so rief ich laut,
Grüßet mein Liebchen hold und traut,
Grüßet die rauschende Linde!"

Nun bin ich hier und schlürfe ein
Trunken den köstlichen Frieden:
„Saget, ihr Wandergesellen mein,
Seid ihr die einzigen ganz allein,
Die Willkommen mir bieten?"

Der verlorene Sohn

Der Abend dämmert, und vor'm Fenster flüstert
Der Wind noch einmal hastig und verstohlen,
Die letzte Flamme im Kamin verknistert,
Kein Laut sonst mehr, als nur mein Atemholen!
Das ist die Zeit, wo gerne durch die Räume
Auf leisen Schwingen geht der Geist der Träume.

Sein Zauber stimmt die Menschenherzen milder,
Der Wahn zerrinnt, der sie noch kaum durchglühte —,
Und eine Reihe liebevoller Bilder
Enthüllt sich ihrem innersten Gemüte.
Was uns die Wirklichkeit nicht kann bescheren,
Vermag ein Traum mitleidig zu gewähren.

So trug er denn auch mich auf seinen Flügeln —
— Wohin? — Das weiß ich selber nicht zu sagen:
Tief unten sah ich blaue Meere spiegeln
Und schlanke Palmen hoch zum Himmel ragen,
Ein heißer Windhauch meine Stirn umspielte,
Als ich den Boden unter'n Füßen fühlte.

Halb schwindlig noch von meiner raschen Reise
Hob ich den Blick — jedoch, was mußt' ich sehen?
Ein Jüngling kniete dort vor einem Greise,
Die Hände ringend wie in heißem Flehen,
Und laut erklang's in schmerzbewegtem Tone:
„Vergib, o Vater, dem verlornen Sohne!"

Der Alte aber bog sich zärtlich nieder,
Um zärtlich ihn an seine Brust zu legen,
Und küßte weinend ihn und immer wieder,
Dann eilten sie dem nahen Dorf entgegen,
Der Jüngling wankend in des Vaters Armen,
Ein schönes Bild von Hoffnung und Erbarmen!

Vor einem Hause blieben stehen beide
— Es war das schönste mit von allen Bauten —
Der Alte aber rief in heller Freude
Zum Tor hinein mit übermächt'gen Lauten:
„O kommt und hört die froh'ste aller Kunden,
Ich habe meinen lieben Sohn gefunden!"

Da stürzten aus den Augen mir die Tränen,
Heiß fühlte ich mein Blut zum Herzen wallen,
Und es ergriff mich namenloses Sehnen,
Als müßt' auch ich dem Greis zu Füßen fallen,
Als müßt' ich flehentlich den Ruf erheben:
„Vergib auch mir, so wie Du ihm vergeben!"

War mir es doch, als hätte ich vor Jahren
Schon oft geschaut die Züge jenes Alten,
Als hätte er dort mit den Silberhaaren
In seinen Armen einst mich schon gehalten,
Als wäre dies die eigne Heimaterde
Und ich der Sohn, der endlich heimgekehrte!

Es war ein Traum! Im tiefen Dämmerlichte
Find' ich mich wieder einsam und alleine,
Nichts bleibt mir übrig von dem Traumgesichte
Als nur die Tränen, die ich schmerzlich weine.
Ja nur ein Traum vermag uns zu gewähren,
Was uns die Wirklichkeit nicht kann bescheren!

Bismarck

(Am 100. Geburtstag Bismarcks 1. April 1915.)

Glorreich Vollendeter! Bismarck! Dein heiliger Name,
Nie noch stand er so groß vor Deinem Volke wie heut!
Unter dem Donner der Not erwuchs zu Eisen der Same,
Den Du, ahnenden Sinnes, uns in die Herzen gestreut.

Ehern die Kraft und der Mut, und ehern zum Sieg unser
Ehern der Glaube in uns an die unsterbliche Tat. [Wille,
Siehe, Verklärter, herab aus Deiner seligen Stille,
Segne die Ernte der Zeit, wie Du gesegnet die Saat!

Das Alpenkorps

(Aus: „Gegen Italien mit dem Deutschen Alpenkorps." Ein Erinnerungswerk von Albert Reich, Text von Prof. Dr. Karl Reich, Frühjahr 1918.)

Im Krieg geboren, ehern wie der Krieg,
Durchzog es seine ungeheure Bahn;
Und wo es schritt, dröhnte empor der Sieg,
Und wo es schied, war Ewiges getan.

Die Dolomiten sahn die Bataillone —
Vergebens stieg zum Himmel Firn an Firn —
Und Serbien sah sie: jäh entglitt die Krone
Der feigen Stirn.

Hört ihr es brausen über Frankreichs Erde?
Fleury und Thiaumont — hört ihr den Aar?
Da sprach das Alpenkorps sein großes „Werde",
Und sieh — die Bresche war!

Ein Blitz — und die sich schon als Sieger wähnen,
Geschlagen flüchten sie im ersten Sturm:
Die Fahne flattert über den Rumänen
Am Roten Turm.

Und wieder Frankreich, fragt am Wasgensteine,
Man kennt auch dort den heißen Wetterstrahl.
Vorbei. Ein neuer Kampf. Rumänien, weine!
Dein letzter Halt zerbricht im Putnatal.

Auch dies vorüber. Endlich schlägt die Stunde,
Die Sühne für den schmählichsten Verrat.
„Italien!" geht's im Korps von Mund zu Munde
Ein Ruck — hernieder flammt die Tat.

Die Wellen des Isonzo gingen träge,
So viel des Blutes floß mit ihnen hin . . .
Dank, Alpenkorps, für deine Keulenschläge!
In dir lebt deutsche Kraft und deutscher Heldensinn.

Deutsche Warnung[6]

Ein jeder hat sein eigenes Gepräge,
Um dessentwillen er Beachtung fände,
Auch wenn er noch so geistesarm und -träge,
Auch wenn er noch so haltlos vor uns stände;
Denn was ihm zugehört im tiefsten Kerne,
Und wär' es wie ein Keim so unentfaltet,
Ist wert, daß alle Welt es kennen lerne,
Weil keine Ewigkeit es neu gestaltet,
Dies Wunder, dran sich tausend Wunder klären.
Da aber setzen Hochmut ein und Lüge,
Und so, als ob die Menschen Puppen wären,
Verwischen sie die staunenswerten Züge,
Indem sie deren Schlichtheit grell bemalen —
Nun seht die meisten Menschen, wie sie's treiben,
Wie töricht sie mit fremdem Wesen prahlen,
Wie alles, was sie denken, reden, schreiben,
Nur leerer Schein ist, keiner Seele nütze;
So wirft ein Kind die erste Frühlingsblume,
Das Sinnbild seines Wesens, in die Pfütze
Und wählt sich ein Stück Glas zum Eigentume . . .
Auch du, mein deutsches Volk, erlagst dem Scheine;
Dein hoher Mut, wo ist er? In der Gosse.
Das Fremde, noch dazu das hundsgemeine,
Ist Vorbild dir, es ist dir Weggenosse.
Bacchantisch läßt es dich zum Abgrund rasen,
Als ob der leid'ge Satan selbst dich triebe,
Du aber jubelst all die Lügenphrasen
Von Freiheit, Gleichheit, Völkerbund und -liebe.
Vergebens suchst du außer dir das Große
Besinne dich! Es geht ins Bodenlose.

Lettow-Vorbeck

Er steht und hört es an, und sein Gesicht
Wird Stein,
So sagt man wohl, verlöscht als wie ein Licht,
Und Ähnliches. Nicht Worte dürften's sein
Aus unsrer Welt, denn diese reichen nicht,
Um auszudrücken, was in ihm sich regt . . .
Die Linke auf den Säbelgriff gelegt,
Die Blicke abgewandt, in weite Ferne,
Ins Nächtliche gebohrt, wo alle Sterne,
Die sonst so tröstlichen, zu flüchten scheinen,
Als wie gejagt,
Mit solcher Eile, daß die Hoffnung keinen,
Auch nicht den letzten mehr zu halten wagt,
Erschreckt vom Schrei der nahen Finsternis —
So steht er da und hört das Unfaßbare,
Woran nur eines wahr ist und gewiß:
Das Ungewisse, das Unmöglich-wahre . . .
Und hört, und hört, und denkt an all die Jahre,
Die vier, die vier mal vier — wer kann sie zählen? —
Die Ewigkeiten, die vorüberschlichen
Und immer neuen Ewigkeiten wichen,
Um durch Aeonen sich so fortzuquälen;
An sie nur denkt er, nicht ans Werk der Waffen —
O welche Waffen! Rostig jeder Stahl,
Geschütz, aus altem Eisenrohr geschaffen,
Und dennoch Wehr und Trutz dem Belial;
Und die sie trugen — Tod, wohin sie starrten,
Im Busch, im Wüstenbrand, bei Tag und Nacht,
Und immer nur ein Hetzen, Schleichen, Warten,
Und immer Kampf nur mit der Übermacht;

Und nie die Möglichkeit der Rettung, nie,
Jahraus, jahrein dem Untergang geweiht;
Und wo die Sehnsucht nach der Heimat schrie,
Kein Echo, *keines*, all die lange Zeit;
Und jedem Fieber, jedem Gift zum Raube,
Die Zunge lechzend, wie verdorrt die Hand;
Und doch — und doch — der *felsenfeste Glaube*
Ans Vaterland!
Er steht und starrt . . .

An Lloyd George & Co.

Ihr habt gesiegt, das stimmt wohl ohne Frage,
Doch solche Siege gibt's auch anderswo:
Der Wurm im Holze siegt so alle Tage,
Und im Getreide siegt die Larve so.
Die Milbe siegt so über Blumenkelche,
Der rote Rost so über Erz und Stahl,
Es siegen Hund und Luchs so über Elche,
Und über Hirt und Herde der Schakal.
Ihr habt gesiegt, ihr „Helden lobebären",
Die halbe Menschheit gegen uns allein —
Beim Himmel, wenn wir auch nicht Deutsche wären,
Wir möchten deshalb doch nicht Briten sein!

Grünewalds Altar[7]

Gebt ihn zurück in seines Domes Dunkel;
Dort wirkt er, nicht wo sich die Neugier reckt,
Erst wieder dann, wenn zärtlich das Gefunkel
Der Kirchenfenster seine Glut erweckt.

Verirrt sich dann ein Feind in jene Mauern,
Und haßt er uns auch bis zum jüngsten Tag,
In seiner Seele Grund wird er erschauern
Vor dem, was deutsche Innigkeit vermag.

Am Siegestor[8]

Laßt die Glocken, laßt die Fahnen.
Jeder weiß, an was sie mahnen.
Sie verdüstern nur die Mienen
Derer, die den Schmuck verdienen,
Und in ihrer Brust der Gram
Wird noch obendrein zur Scham.
Jene aber, die frohlocken . . .
. . . .
Laßt die Fahnen, laßt die Glocken.

„Uns ist in alten Mären ...“

Da sprach Herr Hagen von Tronje: Tretet an die Wand!
Laßt keine Brände fallen auf eurer Helme Band!
Tretet sie mit Füßen tiefer in das Blut!
Es ist ein übles Festgelag, wozu die Königin uns lud.

Die schöne Frau weinet sich ihre Augen rot;
So soll sie es denn hören: jawohl, ich schlug ihn tot.
Und wäre er gewesen rein wie der Sonnenstrahl,
Des Leides hätt' er viel gebracht uns Nibelungen allzumal.

Daß er durch Reckenhände verlor den lichten Leib,
Darob mag bitter klagen Herr Etzel und sein Weib.
Zu geifern und zu winseln, es ist ihr gutes Recht,
Nur richten soll uns nimmer der Heunen tückisches Geschlecht!

Der König[9]

Es trieb ihn fort, den alten Mann,
Zum fremden Volk in letzter Stund';
„Nur fort!“ war alles, was er kann,
„Nur nicht daheim — — —!“ Ein tiefer Grund.

Wo alles Königliche schwand,
Kann auch der König nicht bestehn:
Das Schicksal führt ihn außer Land
Und läßt ihn wie ein Licht vergehn.

Gleichnis

Wenn einst aus seiner Asche
Der Vogel Phönix steigt
Und königlichen Fluges
Die Kraft der Schwingen zeigt,
Dann wird man nicht begreifen,
Daß dieser stolze Aar,
Daß dieser Sturmbezwinger
Ein Haufen Kehricht war.

Hoch steht der Mond!

Hoch steht der Mond. Mit seiner lieben Glut
umkost er die verschwenderischen Blüten,
indes der Wald in schwarzen Schatten ruht,
die sein Geheimnis unbeweglich hüten.
Wohin du hörst, kein Lied, kein Menschenlaut,
wohin du schaust, nur atemlose Ruh –
O Sommernacht, wie bist du mir vertraut,
wie zauberschön, o Sommernacht, bist du!

Nicht Tod, nicht Leben, rätselvolles Sein,
ein Traum vielleicht, und doch mit wachen Sinnen —
ins Unermess'ne schwebt mein Geist hinein
und kehrt sich unermeßlich reich nach innen.
Was längst verfiel, steigt auf wie neu belebt,
was werden wird, gestaltet sich zum Licht.
Vergangenheit und Zukunft, eng verwebt,
sie stehn vor mir, ein heiliges Gedicht!

Verweile, Glück! Kein Flecken mehr, kein Leid —
versunken liegt des Lebens Last und Lüge;
die Seele zieht durch die Unendlichkeit
und zeigt dem reinen Licht die reinen Züge.
Ist sie ein Stern? Von Himmelsglut ein Glanz?
Geblendet schließe ich die Augen zu — —
O Sommernacht, trinkst meine Seele ganz,
o Nacht der Reinigung, wie schön bist du!

Traum und Wirklichkeit

Wenn die Abendwinde wehen
Durch die linde Sommernacht
Und die Sternlein leuchtend gehen
Ihre Bahnen voller Pracht,
Wenn melodisch in den Bäumen
Klagt die Nachtigall ihr Leid:
Dann von seinem Lieb zu träumen,
Welch' geheime Seligkeit!
Aus den Büschen, aus den Zweigen
Flüstert ihre Stimme bald,
Und wir sehn hervor sich neigen
Ihre zärtliche Gestalt.
Ist ein Kichern und ein Kosen
Um den Träumer ganz und gar,
Und die längst geschloss'nen Rosen
Duften doppelt wunderbar.
Doch weit schöner ist's im Stübchen,
Wenn es draußen stürmt und schneit,
Zu verplaudern mit dem Liebchen
Stundenlang die Dunkelheit.
Wenn des Ofens Glut ihr mählig
Einen Schein ums Köpfchen webt,
Und das Herz von Liebe selig
Und von Liebe trunken bebt,
Dann die kleine Hand zu drücken,
Welch' ein wonniger Genuß,
Immer näher ihr zu rücken
Und zu rauben Kuß um Kuß:
Tut sich da nicht durch die Räume
Auf ein Himmel licht und weit,
Und was sind die schönsten Träume
Gegen solche Wirklichkeit?!

Im Walde

Die Sonnenlichter funkeln
Im dunkeln Tannenwald,
Der Wildbach rauschet leise,
Und eine Amsel schallt.

„Hörst Du den Vogel singen?
Er singt so stillvertraut,
Ein jeder Ton ist Liebe
Und Sehnsucht jeder Laut.“

„Nur Deine Stimme hör' ich
Und keinen Vogel dort,
Von Sehnsucht und von Liebe
Klingt mir ein jedes Wort!“

„Siehst Du im weichen Moose
Sprühen den Sonnenschein?
Das glitzert und das glänzet
Wie tausend Edelstein!“

„Ich sehe nicht das Glänzen
Und nicht der Sonne Glut,
Ich sehe nur Dein Auge,
Das leuchtend auf mir ruht!“

„Fühlst Du nicht jenen Frieden,
Der sich herniedersenkt,
Als hätte seine Schritte
Gott durch den Wald gelenkt?“

„Ich fühle nicht Gottes Nähe
Im Walde weit und breit,
Ich fühle nur Deine Liebe
Und meine Seligkeit!“

Allerseelenabend

Es sinkt das Laub im Buchenwald
Und schweigend ruhen Feld und Ried,
Wie leises Schluchzen fern verhallt
Des Wandervogels Abschiedslied.
Noch einmal fällt ein Sonnenstrahl
Wie eine Träne auf die Flur:
So grüßet still zum letztenmal
Der Sommer scheidend die Natur.
Und aus dem Erlengrunde quillt
Jetzt langsam weißer Nebelschaum,
Und wogend steigt er und umhüllt
Die ganze Erde wie ein Traum.
So still die weite, weite Welt,
Nichts, das zu hören ich vermag,
Als nur das Laub, das niederfällt,
Und meines eignen Herzens Schlag!
Ein Licht vom fernen Kirchhof blinkt,
Gleich wie ein Auge, rot verweint,
Und wie der Nebel steigt und sinkt,
Zerfließt es manchmal und erscheint.
Ein kleines Licht! Sein Schimmer sprüht
Nur spärlich auf die Frau'ngestalt,
Die mit ihm schmerzgebückt und müd
Durch all' die vielen Gräber wallt.
Bald hier, bald dort! Kein Grabesrand,
Kein Kreuz, wo sie nicht niederkniet
Und mit der Lampe in der Hand
Nach den erlosch'nen Namen sieht.
Der Nebel steigt —, das Licht ist fort — —
— Horch! welch' ein heißer Klagelaut! — —
Das ist die *Liebe*, welche dort
Nach ihren Toten weinend schaut!

Herbstabend

Schwere Wolken ziehen mühsam
Über den durchnäßten Feldern,
Traurig rauscht es in den Wellen,
Traurig rauscht es in den Wäldern.

Mit gesenktem Haupte stehen
Alle Blumen voller Zagen;
Wie sie zittern in dem Froste
Und die kleinen Herzen schlagen!

Senkt die kalte Nacht sich nieder,
Sind dem Tode sie verfallen,
Und in heißem Schmerze klagend
Klingt das Lied der Nachtigallen!

Erinnerung

Ein Kindlein, so es liegt in aller Unschuld da,
Ist noch wie kurz zuvor, als es den Himmel sah.
Es wächst — und mählich sinkt es tiefer in die Zeit.
Kein Himmel leuchtet mehr aus der Vergessenheit.

Nur manchmal ist es doch, als käme uns ein Klang
Aus jenem Himmelsland. Wir lauschen sehnsuchtsbang,
Den Blick gerichtet starr in eine Welt von Dunst,
Und singen leise mit, wie unbewußt: Die Kunst.

Paul Verlaine[10]

I.

(Die Erkenntnis.)

Nun schläft die Bestie meiner Seele
Und schweigt, bis wiederum der Morgen graut ...
So kommt, ihr wunderzarten Elfenkinder,
Aus eures Waldes Dunkel kommt hervor,
Komm, Liebe, du, komm Hoffnung, Sehnsucht komm!
Ich will und muß euch wieder singen hören,
Und niemand wird euch Leides tun,
Solang die Bestie meiner Seele schläft ...
Ich weiß, ihr seid nicht mehr dieselben,
Wie ich euch sah vor tausend, tausend Jahren
In mondbeglänzten Frühlingsnächten,
Seid müde, blaß und krank und elend —
Die vollen, weichen Glieder abgehärmt
Wie zum Gespenst —
Um die erlosch'nen Augen hängen
In feuchten Strähnen reifbedeckt die Locken —
Doch seid jetzt, wie ihr seid, wenn ihr nur kommt!

Zwar tanzen könnt ihr nicht mehr,
Das ist längst vorbei —
Doch singen, singen könnt ihr noch,
Wie einst vor tausend, tausend Jahren
In mondbeglänzten Frühlingsnächten —
Das bißchen Singen müßt ihr doch noch können?!

Was kommt ihr nicht?
Was zaudert ihr?

Habt Angst vielleicht,
Die Bestie meiner Seele wird erwachen
Und eure letzte Kraft zu Tode hetzen?
So kommt doch her und seht:
Er schläft, der Hund!
Horcht nur, wie gierig fest er schläft!

Ich hab' ihn eingelullt . . .
Ich hab' ihn eingelullt . . .
Mit einer Flasche Branntwein eingelullt . . .
Den — trinkt — er — gern . . .

II.

(In der Tiefe.)

Wer ruft mich? Wessen Stimme dringt
Herunter bis in meinen Schacht,
In diese mitleidslose Nacht,
Wo nichts erklingt,
Nichts, wie mein Hammer am Gestein,
Wo nichts erglänzt,
Nichts, wie der Grubenlampe Schein —
Ein toter Raum, eng wie das Grab begrenzt . . .

Da stehe ich schon jahrelang,
Von Ruß geschwärzt,
Ein Mensch, den nur der Trotz beherzt,
Und grabe höhnisch meinen Gang.
Wohin er führt, es bleibt noch ungewiß,
Vielleicht zum Licht,
Vielleicht noch tiefer in die Finsternis.

Und nun auf einmal dieser Klang!
Wo kam er her? Ich weiß es — weiß es nicht,
Ein Laut, so süß, so sehnsuchtsbang,
Wie man ihn einmal nur erlauscht,
Einmal ein ganzes Leben lang.
Der Klang von einem Sonnenstrahl,
Der sich in meinen Abgrund stahl
Und selbst mein Herz berauscht . . .

Nun alles still. Ich stehe regungslos.
Der Hammer ruht.
Tief unten in der Erde Schoß,
Unhörbar, geht die rätselvolle Flut.
Bisweilen löst sich von der Felsenschicht
Ein Tropfen ab
Und klatscht herab;
Bisweilen pocht
An meiner Brust verträumt das Grubenlicht,
Der müde Docht.
Sonst alles still . . .

Oh, daß ich nie vernahm
Den Klang, den längst verscholl'nen Klang,
Der lockend mir von oben kam
Und meine Sehnsucht munter sang,
Die ewig schlafen will!
Oh, daß er nimmer in mein Felsgelaß
Heruntertönte, dieser Laut,
Der mir das Blut am Herzen staut
Und meine beste Kraft zermürbt — den Haß . . .

III.

(Fünf Treppen hoch!)

Wie träg und mühsam heut der Morgen graut!
Da draußen liegt's am Fenster feucht und schwer,
Von gestern Abend noch, das Nebelmeer,
Nur daß es jetzt in leisen Tropfen taut.
Tief unten stampft ein müdes Roß daher,
Und klappernd werden ein paar Schritte laut ...
Wie lange noch, dann ist die Stadt erwacht,
Ich aber schlafe bis zur nächsten Nacht.

Sind's Tage, Wochen, sind es Jahre schon,
Seit ich, umlodert rings von Lebensglut,
So einsam, wie in tiefer Wüste wohn',
Seitdem nichts and'res mit mir wacht und ruht,
Als nur mein Haß, mein Hunger und mein Hohn,
Und jener Narr, den Narren nennen Mut?
Ich weiß es nicht, ich zähle nicht, seit wann,
Ich weiß nur, daß die Zeit verrann!

Die Zeit, die Zeit! Und jeder Tag ein Traum,
Ein Nichts, das schemenhaft vorübergrinst,
Und jede Hoffnung flüchtig wie ein Flaum,
Und jede Sehnsucht nur ein Hirngespinst!
Ein Tisch, ein Bett, und sonst ein leerer Raum.
Das also ist der endliche Gewinst?
Bei Gott, hätt' ich es nicht schon oft bedacht,
Ich lachte, lachte, daß die Bude kracht!

Und war vielleicht mein Herz so arm und leer,
Als ich verließ mein königliches Schloß?
Und war es nicht von heißer Liebe schwer,
Ein Purpurkelch, der zitternd überfloß?

Und ging ich nicht im ganzen Land umher,
Damit, wer wollte, meines Weins genoß?
Nein? Wirklich nicht? Nicht irgendwann und -wo?
Und ach, mir war's doch so!

Und meine Seele, lag sie flügelwund,
Zerknickt die Schwingen meiner Phantasie?
Flog nicht mein Geist zum höchsten Sternengrund
Und sang ein Lied von reinster Melodie?
Und was er sang, klang's nicht von Mund zu Mund
Und warb mir Freunde viel — geschah das nie?
Auch das ein Traum, ein wesenloser Wahn?
Und ach, ich glaubte doch so fest daran! . . .

Es *war* ein Traum! Gepriesen sei mein Los,
Daß ich nicht tat, was schon geträumt verdrießt!
Wer ist der Narr, so aberwitzig groß,
Daß er sein Bestes in die Gosse gießt,
Wer ist so toll, so aller Vorsicht bloß,
Daß er vor Dieben nicht sein Geld verschließt,
Und welcher Falke wächst im freien Forst
Und baut sich dann am — Galgen seinen Horst? !

Ihr unter mir, ihr seht, ich kenn' euch gut,
Und weiß zu gut, warum ich einsam bin;
Mein böses Wissen trägt mich gleich der Flut
Hoch über euch und euresgleichen hin —
Doch haß' ich euch, euch alle, bis aufs Blut
Und könnt' euch sterben sehn mit kaltem Sinn . . .
Wer faselt da, welch' Tölpel, von „verroht"?
Seid ihr nicht *Menschen*? Nun — und darauf steht
der Tod . . .

Traum[11]

Kleine Blume wunderhold,
Hab' dich nachts im Traum geseh'n,
Neben meinem Haupte stehn,
Und wie helles Sonnengold,
Schimmernd durch die stille Nacht,
Lag's auf deiner Blütenpracht.

Nun der fahle Morgen graut,
Ist das lichte Bild dahin,
Und es pocht mein Herz so laut,
Weil ich doppelt einsam bin.
Bringt die Nacht mir auch das Glück,
Neidisch nimmt's der Tag zurück.

Das Lied

Ich hab' dir ein Lied gesungen,
Erglühend hörtest du zu:
Dies Lied hat dich bezwungen,
Und mein eigen wurdest du!

Ich weiß nicht, wie es geschehen,
Du sankest in meinen Arm,
Deinen Atem fühlte ich wehen
An den Wangen berückend warm;

Deine Lippen fühlte ich brennen
Bis hinab in des Herzens Grund,
Als könnten sie nimmer sich trennen
Von meinem lechzenden Mund.

Und selig stand ich und lauschte
Hinaus in den sonnigen Tag,
Wo leise vorüberrauschte
Des Glückes Flügelschlag!

Gerechter Wunsch

Lösche deine Lampe aus,
Lieber Mond, und auch ihr Sterne
Seid so gut und geht nach Haus,
Denn ich habe es nicht gerne,
Wenn mein Liebchen mich umfängt
Und wir heiße Küsse tauschen,
Daß Euch dann die Neugier drängt,
Zuzusehen und zu lauschen!

Sechs Herzen

Sechs Krüge aus alter, verschollener Zeit,
Sechs Menschen von junger Fröhlichkeit,
Sechs Taschen, so schlaff und so leer und so weit,
Sechs Kehlen, geläutert im Zecherstreit,
Sechs Herzen, erfahren im Liebesleid,
Das gibt einen frischen, fröhlichen Schluß
Auf manchen, künftigen Zechergenuß,
Auf manchen bacchantischen Liebeskuß
Und wie viel man künftig noch borgen muß.

Lebewohl!

Es winken und es grüßen
Die Sternlein durch die Nacht,
Da lieg' ich zu Deinen Füßen
Versunken in all' diese Pracht.

Im Abendwinde leise
Rauschen die Bäume all',
Und eine schluchzende Weise
Singet die Nachtigall.

Ein schmerzlich heißes Sehnen
Durch diese Töne geht,
Und eine Flut von Tränen
In Deinen Augen steht.

Glaub' nicht, daß ich Dich lasse,
Wenn ich nicht bei Dir bin:
Ich zieh' eine einsame Straße,
Doch führt sie zu Dir hin!

Trennung

Wir waren einander von Herzen gut
Und teilten Freuden wie Leiden,
Doch hatten wir allzu stürmisches Blut,
Drum kam es plötzlich zum Scheiden.
Ein bitterer Groll in der Seele uns blieb,
Daß wir einander verlassen —
Und doch, wir hatten uns nie so lieb,
Als jetzt, seitdem wir uns hassen!

Abschied

Um die Morgenstund mit gepreßtem Mund
So zog ich hinaus in die Weite,
Kein liebend Wort nahm ich mit fort,
Nichts gab mir das Geleite.
Einen letzten Blick warf ich zurück
Auf den Ort, wo ich geboren,
Einen letzten Blick, ade mein Glück,
Verloren, auf immer verloren!

Ein Häuschen stand am Wegesrand,
Dort blieb ich schmerzlich stehen,
Zwei Augen mild und Liebchens Bild
Noch einmal wollt' ich sehen.
Kein Fenster klang, kein Riegel sprang,
O Qual, die ich beschworen!
Einen letzten Blick, ade mein Glück!
Verloren, auf immer verloren!

Zerronnen

I.

Wo ist die Seele, die mich geliebt
Vor langen, vergangenen Tagen,
Wo ist das Herz, das froh und betrübt
An meinem Herzen geschlagen?

Wo ist der Mund, der voller Glut
An meinem Munde gehangen,
Das Aug', das treu auf mir geruht,
Der Arm, der mich umfangen?

Dahin, dahin! Und ich selber bin
Ein And'rer geworden heute.
Mit kaltem Herzen und kaltem Sinn
Betrachte ich Leben und Leute.

Ich denke nimmer der alten Zeit
Mit ihren Schmerzen und Wonnen,
Das alte Glück, das alte Leid
Sind längst für mich zerronnen.

Im tiefen Traume nur vielleicht
Da denke ich noch dessen,
Und nur im Traume mir es däucht,
Als könnt' ich es nie vergessen!

II.

Wir haben getollt bis nach Mitternacht
Und jubelnd die Gläser geschwungen,
Wir haben manch' Vivat den Freunden gebracht
Und brausende Lieder gesungen.
Den Lippen entfloß manch' heiliger Eid,
Geweiht der Treue und Tugend,
Das war in des Lebens Maienzeit,
Das war in den Tagen der Jugend!

Melodisch oft im Dunkeln erklang
Vor Liebchens Fenster die Laute,
Bis leise, leise der Riegel sprang
Und uns begrüßte die Traute.
Wie schlug unser Herz in Liebe so weit!
Fahr' wohl, jungfräuliche Tugend!
Das war in des Lebens Maienzeit,
Das war in den Tagen der Jugend!

Nun ist der Lenz verblüht in der Brust,
Die Lieder sind alle verklungen,
Und Keiner ist sich mehr im Herzen bewußt,
Was er geschworen, gesungen.
Entschwunden der Liebe Glückseligkeit,
Der Freundschaft fröhliche Tugend:
Das w a r in des Lebens Maienzeit,
Das w a r in den Tagen der Jugend!

MYSTISCHES ERLEBEN

Ecce deus

Über den Dingen.

Es sind so Mensch wie Tier, ein jeder Baum und Stein,
Kurz, alles, was du siehst, und auch dein Leib nur Schein,
Zerrbilder, weiter nichts, von tausend Eigenschaften,
Die wie ein Königskleid an deiner Seele haften.

Wenn du im Schlummer liegst und wirfst dich hin und her,
So schläfst du sicherlich nicht allzu lange mehr.
Wer dumpf, behaglich ruht in seines Lebens Nacht,
Der ist wohl weit entfernt, daß er daraus erwacht.

Der Tod zermäht ringsum die Menschen groß und klein,
Du aber lebst, als ob er schonte dich allein,
Und zwar nicht bloß für jetzt, o nein, für alle Zeit.
Es hat der Tod ja nur an Totem Gültigkeit.

Vorm Spiegel steht und stiert der Trunk'ne voller Wut;
Ein Hieb — und das Phantom zerspritzt in lauter Blut.
Nach seinem eignen Bild hat er den Schlag getan,
Jedoch nur sich verletzt. Der Mörder und sein Wahn.

Kein Wesen weit und breit, das Liebe nicht vergilt, —
Verachtest du den Dieb, bist du's, der dich bestiehlt.
Mach' lieber den Versuch — was kümmert dich der Spott —
Und wirf dich an ihn weg, du wirfst dich hin zu Gott.

Wär' Gott dir meilenfern, statt daß er über Nacht,
Wie du aus dir zu ihm, aus sich zu dir erwacht,
So wärest du ja nie vor seiner Kraft gefeit,
Und niemals gäb's für dich die wahre Seligkeit.

Seit dich im Paradies die Wollust hat gepackt,
Begehst das Leben du als einz'gen Sündenakt;
Und wie du närrisch bist, wann du ein Weib umfängst,
So ist auch Narretei, was du im Leben denkst.

Die Wissenschaft ist wie ein Licht in finstrer Nacht,
Das dir die Dunkelheit erst recht bemerkbar macht.
Suchst du am Boden Tand, so reicht es ja wohl aus,
Doch geh' nach dem Gefühl, verlangt es dich nach Haus.

Wie du im Schlaf nicht weißt, was du im Wachen bist,
Ja, kaum zu ahnen scheinst, daß je ein Wachen ist,
So siehst im Leben du nicht über'n Tod hinaus
Und ahnst noch weniger dein wahres Sein voraus.

Der Eitelkeiten gibt es viele in der Welt:
Auf Ruhm und Macht und Geist, auf Liebe, Schönheit, Geld.
Es dient dir nichts, mein Freund, daß du nur eine hast,
Denn jede einz'ge birgt auch aller andern Last.

Prometheus war ein Dieb, so recht der Erde Sohn;
Das Feuer stahl er fort den Göttern voller Hohn,
Worauf er es verschmitzt dem Menschenvolk verlieh,
Das nach Behaglichkeit, statt nach Erlösung schrie.

Es wollte Selbstbetrug. Das Feuer half dazu
Und log ihm Wärme vor. Erkenn' die Lüge du
In seinem Flackerlicht. Es züngelt schlangengleich
Allüberall und tief in Satans Erdenreich.

So ist, was dich erhält, nur da durch den Betrug,
Mit dem dein feiges Herz sich selbst in Ketten schlug.
Es will und will und will das nicht'ge Vielerlei —
Erst wenn es nichts mehr will, dann ist es wieder frei.

Wie weiß denn dieser Arzt, der nur den Leib versteht,
Was sich ereignet, wenn ein Mensch von hinnen geht?
Die Seele gilt ihm nicht; es regt sich ja nichts mehr —
Als gäbe sie sich dann noch für die Neugier her.

Selbstgespräch.

Du bist wie einer, der am Tage schläft und träumt.
Und gar nicht ahnet, daß ihn hellstes Licht umsäumt.
Im Diesseits gehst du auf, wie er im Traumgesicht:
Dein Eingebettetsein im Jenseits merkst du nicht.

Begreif' es doch einmal: dein Jenseits ist schon da
Und war schon da, bevor dein Geist das Diesseits sah.
Was ist Geburt und Tod, was Altern und Gebrest'?
Zusammen nur ein Punkt, der sich nicht messen läßt.

Bedenke jederzeit: Die Welt ist nur ein Nichts,
Ein Traumgebilde bloß des inneren Gesichts.
Wer aber sieht so falsch? Du kannst nur sagen: Ich.
Erwache! und du fühlst zu Gott geworden dich.

Auch Gottes Träume stehn vor ihm nicht ohne Grund;
Es muß ein Wahres sein in all' dem Kunterbunt,
Ein Wirkliches, so rein, so frei von Erdenlast,
Daß daran jedes Bild der Phantasie verblaßt.

Drum zweifle nicht an dir, sonst zweifelst du an Gott.
Du gehst, wenn du vertraust, so leicht auf das Schafott
Als wie ins Brautgemach; denn jede Lust und Qual
Ist totgebornes Kind und heißt „Es war einmal".

Je tiefer einer schlief, je mehr bedarf er Zeit,
Eh' er zurückgewinnt die ganze Munterkeit.
Nicht selten schlummert er zuvor aufs neue ein —
Es muß nicht jeder Tod schon die Erlösung sein.

Am schnellsten wacht man auf aus Träumen bang und schwer;
Man springt empor und sehnt sich nicht nach Schlummer mehr.
Du bist ein Tor, wenn du die Qual des Lebens schmähst,
Weil du ja ohne sie nur spät den Himmel sähst.

Gehst du nach deinem Tod nicht zur Erlösung ein,
Mußt du wer weiß wie oft noch hier auf Erden sein.
Das wechselt wie der Blitz, seit deinem Sündenfall —
Wie rasche Taten sind die vielen Leben all'.

Beginnst du eine Tat, ist's mit der Wahl vorbei;
Solang' du sie begehst, bist du nicht willensfrei;
Denn zeitlos ist sie ja, ihr Anfang ist ihr Schluß —
Die Tat, die Leben heißt, enthält das gleiche Muß.

Entschuldige dich nicht, weil du so handeln mußt,
Wie du geboren bist. Es scheint dir nicht bewußt,
Daß ja dein Leben selbst, dies ausgedehnte Nu,
Ein einz'ger Akt nur ist — den aber wolltest du.

So oft du dich — bedenk's! — noch mit der Welt betörst
Und dann ihr jedesmal wie früher ganz gehörst,
So oft hat auch in dir gesiegt der Antichrist —
Vernichtet ist er erst, wenn keine Welt mehr ist.

Das Rätsel

Die Zeit ist Lug und Trug. Vorbei sind tausend Jahr'
So lange und so kurz, als wie ein Stündlein war.
Wer sich nicht aus der Zeit mit jähem Ruck erhebt,
Der sieht nicht, was er sieht, und lebt nicht, was er lebt.

Erschrickst du, weil die Welt mit allem, was es gibt,
Sobald du sie verwirfst, in lauter Nichts zerstiebt,
So wisse, daß du stets in ihren Zauber blickst,
So lang' du überhaupt noch irgendwie erschrickst.

Du zweifelst, ob sich je die letzte Furcht verlernt,
Und bist doch weiter nicht von diesem Ziel entfernt
Als wie das Heut vom Jetzt, als wie das Da vom Hier,
Als wie der Glanz vom Licht und wie du selbst von dir.

Du glaubst im Grunde wohl, daß du unsterblich seist,
Der Zweifel aber huscht dir trotzdem durch den Geist.
Zu zählen ist das nicht, doch es geschieht so oft,
Als dir ein Mensch sich naht, der gar nichts glaubt und hofft.

Denn was in deinen Kreis gelangt auf Erden hier,
Wie das beschaffen ist, so regt sich's auch in dir,
Ob Dirne, Mutter, Kind, ob Jude oder Christ —
Sag' mir, mit wem du gehst, ich sag' dir, wer du bist.

So sind auch Bücher nur von dir der Widerschein;
Du liest dich ein — begreif's! — dich selbst liest du hinein
Und also nur dich selbst aus jeglichem heraus;
Was noch darinnen steht, erscheint dir krumm und kraus

Verstrickt im Wahn der Welt, bist du Gottsohn zumeist;
Willst du dich draus entwirr'n, versucht's dein Heiliger Geist;
Wenn's dir gelingt, so schaut in dir Gott Vater sich —
Hält die Dreieinigkeit nicht jedem Zweifel Stich?

Das Neue Testament entrang dem Alten sich,
Wie sich einmal erlöst von dieser Welt dein Ich;
Und wie du dann dem Wahn von einst entfremdet bist,
So hat sein Judentum verworfen Jesus Christ.

Nun weißt du auch, warum du selbst der Adam bist,
Und daß du werden mußt dein eig'ner Jesus Christ.
Fragt einer, ob der Herr ein Mensch gewesen sei,
So sag': „Genau wie ich", und lächle still dabei.

Du gehst zwar immerzu in seinen Stapfen nur,
Und oft versprengt dich noch die sündige Natur;
Doch finden mußt du ihn, und dann — wie wunderbar! —
Erkennst du, daß er nie von dir geschieden war.

Ewig

Gleich einem Turm im Bau, so wächst die Zeit empor,
Doch steckst du nicht darin, du ragst aus ihr hervor,
Zu oberst auf dem Werk, mit dem du dich erhebst;
Das Dunkel unter dir berührt dich nicht — du lebst.

Du lebst gerade jetzt am Ende aller Zeit,
Die aufgestiegen ist aus stiller Ewigkeit.
Wie töricht, daß du vor der Zukunft bangst und meinst,
Ihr Einst vermöge mehr als das vergang'ne Einst.

Was ist der Genius? Ein kindgeblieb'ner Mann,
Der aus dem Paradies noch Klänge hören kann,
Obschon verworren nur, als wie mit halbem Ohr,
Doch um so schmerzlicher. Er fühlt, was er verlor.

Das unschuldsvolle Kind ist nichts als ein Symbol,
Wie alles auf der Welt. Betrachte dir es wohl!
So warst du ebenfalls, so könntest du noch sein!
Stellt denn das Herzeleid sich niemals bei dir ein?

O doch! Du liebst das Kind. In jeder Liebe weint
Unhörbar das Geschöpf, mit welchem sie vereint;
In jeder Liebe klagt verstohlen seine Not,
In jeder Liebe zagt die Angst schon vor dem Tod.

Den Zufall gibt es nicht. Was um dich lebt und leibt,
Entspringt aus deinem Sein, wenn's dir auch dunkel bleibt.
Von dir allein nur stammt dein eig'ner Vater her;
Kehrst du von ihm den Blick, so ist er nirgends mehr.

Dunkle Sehnsucht[12]

Oft löst mein Geist sich von der Erde
Und geht den dunklen Weg voran,
Den ich einst selber wandeln werde,
Die still geheimnisvolle Bahn,
Wo mich kein Sonnenstrahl begleitet,
Kein Blumenduft, kein Vogellied,
Wo sich nur schwarzes Schweigen breitet
Durch ein unendliches Gebiet.

Verstrickt im ewigen Neid des Bösen,
Tast ich mich ewig durch die Nacht —
Was schön mir schien, ist nie gewesen,
Nur Träume, die ein Toter wacht.
O könnt ich an die Augen drücken
Nur einmal eine liebe Hand,
Um nicht das Grauen zu erblicken,
Die Finsternis, die mich umspannt.

L e g e n d e

„Nur dem Stärksten", sprach Christophorus,
„Ihm nur will ich mich zum Dienst geloben";
Und so stieg der Riese durch den Fluß,
Seine Kraft am Stärksten zu erproben.

Funkelnd kam es auf ihn zugeritten,
Stolze Herren und noch stolz're Frauen,
Und der stolzeste in ihrer Mitten
War der K ö n i g , herrlich anzuschauen.

In die Knie sank der junge Riese
Vor des Fürsten zwingender Gebärde.
„Wer die Macht hat über alle diese,
Ist der Stärkste auf der ganzen Erde".

Und er diente ihm mit großer Treue.
Eines Tages aber will's ihm scheinen,
Als wie wenn der König E i n e n scheue,
Unter seinen Allernächsten E i n e n:

War ein Bucklicher mit fahlen Wangen,
Überschattet von der Nacht des Haares;
Was er raunte, tat der Fürst voll Bangen —
Und kein andrer, als der T e u f e l war es!

Brauchte bloß mit Gold sein Spiel zu treiben,
Willig wurden dann des Königs Mienen.
„Nur der Stärkste kann mein Herrscher bleiben!
Ei, so werde ich dem Teufel dienen!"

Durch die weiten Lande ging ein Toben,
Daß die Bäume stürzten und die Berge,
Daß die Menschen auseinanderstoben
Vor dem Bund des Riesen mit dem Zwerge.

Niederbrachen tausende von Leben,
Sei's im wilden Kampfe, sei's im Grame.
Aber auch der Teufel schien zu beben,
Wenn ein Name fiel, ein bloßer Name.

Wenn der Name Christus wo sich löste,
Zischte ihm vom Mund geheimes Fluchen.
„Ei, dann ist ja Christus wohl der Größte!
Fort, du Teufel! Christus will ich suchen!"

Wieder steht an seinem Fluß der Recke,
Und der Abend will die Welt verschönen.
Plötzlich an der nahen Rosenhecke
Hört er wunderfein ein Stimmchen tönen.

Sitzt ein Kindlein da, und was für eines,
Lieblich, wie er keins noch sah auf Erden,
Und verlangt, ein Kindlein, so ein kleines,
Lächelnd, über'n Strom gebracht zu werden.

Willenlos, von Schauer und Entzücken
Zu dem kleinen Wesen hingezogen,
Hebt er es auf seinen breiten Rücken
Und durchquert gedankenvoll die Wogen.

Daß die leichte Last ihm nicht entgleitet,
Geht er hochgereckt, mit steifer Würde;
Doch je weiter er vom Ufer schreitet,
Seltsam, desto schwerer wird die Bürde.

Immer tiefer drückt es ihn hinunter,
Immer hohler gurgelt es im Grunde;
Noch ein Schritt, dann, weiß er, sinkt er unter,
Denn das Wasser reicht ihm bis zum Munde.

Jäh zurück das Haupt, den Blick nach oben,
Starrt er auf zum Kinde voller Grauen;
Und er sieht es, leicht die Hand erhoben,
Ruhig lächelnd auf sich niederschauen.

Brennend fühlt er es zum Herzen wallen;
Singen, Klingen wie von Engelschören —
„Nimm mich hin, du Mächtigster von allen!
Ewig, Christus, will ich dir gehören!"

Schnell und schneller sinkt der wilde Fluß,
Und zur Nähe wird des Ufers Ferne.
Heimwärts schreitet Sankt Christophorus,
Über sich den Himmel voller Sterne.

VERMISCHTE GEDICHTE / SPRÜCHE

Die Jugendzeit

Das Herz so voll, die Taschen leer,
Mein einzig' Gut die Fiedel,
So wandre ich im Land umher
Und sing' manch' lustig Liedel.
Und tret' ich in ein Städtchen ein,
Die Kinder alle springen,
Dann setze ich den Bogen ein
Und hebe an zu singen:

„O Jugendzeit, du schöne Zeit,
Du bist des Lebens einzig' Glück,
Und wer sich deiner noch erfreut,
Genieße jeden Augenblick!
Wie lacht das Auge in die Welt,
Und pocht die Brust so stolz und weit,
So lang' man dich im Herzen hält,
O Jugendzeit, du schöne Zeit!"

Am Fenster lauscht manch' schönes Kind,
Wenn ich den Bogen führe,
Manch' Mütterlein, es kommt geschwind
Getrippelt an die Türe.
Doch während oben im Gelaß
Ich Lust und Freude bringe,
Wird unten manches Auge naß,
Wenn ich das Liedchen singe:
„O Jugendzeit, du schöne Zeit, &c."

Doch weiter zieh' ich meine Bahn
Mit sangesfrohem Munde,
Und trifft es sich, so halt' ich an
In einem kühlen Grunde.
„Schön Wirtin, rasch, ein volles Glas
Vom besten Lautertranke!"
Und habe ich getrunken das,
So sing' ich ihr zum Danke:
„O Jugendzeit, du schöne Zeit, ꝛc."

Doch während ich im Spiele bin,
Sieht sie mich an so warme,
Da werfe ich die Fiedel hin
Und schließ' sie in die Arme.
Ein Kuß! Und weiter durch das Land
Geht es mit lust'gem Singen,
Sie aber steht noch unverwandt,
Bis Spiel und Lied verklingen:
„O Jugendzeit, du schöne Zeit, ꝛc."

Perlenfischerei

Weise: In Sendling auf lustiger Höh'.

Im Herzen der pfälzischen Lande
Steht eine feuchtfröhliche Stadt,
Die mancher schon schmählich verkannte,
Bevor er durchmustert sie hat.
Er sah nur die holprigen Straßen
Und Rinnen so breit wie ein See
Und brachte den Ort solchermaßen
In ein arges Schandrenommee.

So komm denn, o Fremdling, du Weiser,
Und folge mir heute einmal,
Ich führ' dich zum „Deutschen Kaiser"[1]
Und zeig' dir den riesigen Saal,
Wo kürzlich die Musen gewesen
Auf fröhlicher Wanderfahrt,
Wie wir aus den Blättern gelesen
In wahrhaft bestrickender Art.

Sieh' hier das schmucke Gebäude
Mit den Kugeln aus strahlendem Erz,
Schwillt nicht in heimlicher Freude
Dein architektonisches Herz?
Und dorten dir gegenüber
Ein Bär, so trotzig und stolz —
Du brauchst dich nicht fürchten, mein Lieber,
Er ist nur geschnitzelt aus Holz.

---

[1] Wirtschaft in der Stadt.

Die Fähnlein am Rathause drehen
Sich nicht mehr, verrostet sie sind,
Schon lange nach Osten sie stehen,
Als käm' von der Kirch' her der Wind.
Den prächtigen Anstrich der Wände
Bewundert ein jeder wohl gern,
Er zeigt von großem Talente
Und macht sich nicht schlecht aus der Fern'.

Dort tanzen im „Grünen Baume"[2]
Die Menschen seelenvergnügt,
Trotzdem im unteren Raume
Ein Kranker im Sterben liegt.
Horch, wie durch die Nacht die kalte,
Es jämmerlich stöhnt und ächzt,
Es ist der „Jagdklub", der alte,
Der dort nach Erlösung lechzt.

Doch Kehrt jetzt! Freund, meine Beine
Sie werden allmählich sehr müd',
Herein zum goldenen Weine,
Der Kehle und Seele durchglüht!
Beim feurigen Blute der Reben
Gar fröhlich, Fremdling, erschall's,
Wenn wir rufen: „Dreimal soll leben
Die Perle der Oberpfalz!"

[2] Wirtschaft.

's Katherl

(Bayrisch)

Da drüb'n, siegst, san s' einag'ritt'n,
A Stucker zwölf vom Regiment,
Und unterhalb der Feuerhütt'n
Ham s' g'halt'n — no, wir san d'r g'rennt!

Der Burgermoaster is glei kemma,
Schaut d' Zetteln o' und schreit zu mir:
„D e n da konnst hoam zum Vaddern nehma,
Der hot bei euch im Haus 's Quartier!"

Da ham s' d'r g'lacht! Und i am Gattern
Werd feuerrot — jetz' kommt er g'lenkt —
„So," sagt er, „führ' mi hoam zum Vaddern,
Die andern san ja do derschlenkt!"

Dann is er blitzschnell abag'sprunga
Und hot 'n Gaul beim Züg'l packt —
„Na, geh do, Deandl, i hob Hunga
Und möcht' was z' essen", hot er g'sagt.

Na bin ich ganga. Er hot plaudert —
Was? — woaß i selber jetz' nöt mehr,
Und diamal hot's mi ganz derschaudert,
So hoamli' hot er g'redt daher.

Und d' Leut' hom g'schaut, dös kannst d'r denken —,
I, mit der Sonntagshaub'n auf,
Dös Miada voller Taler henk'n
Und er — oan Staub und Dreck bis 'nauf!

Und do so sauber! Blond sein Bärtl
Und Aug'n, daß di Gott behüat —
Wannst die siegst, Deandl, sagst ka Wörtl,
So gehen oan die ins Geblüat.

Und g'wachs'n war er, nöt zum sag'n,
Wie noamal a Offizier,
Hot a auf seiner Achsel trag'n
Was Extras, weiß und blaue Schnür.
Am Bachl unt', beim Hafenbinder,
Woaßt, wo der Toni immer fischt,
Vielleicht a Schritta drei dahinter,
Hob i mein ersten Kuß dawischt.
Der hot d'r g'fleckt! Ganz auffa g'schoss'n
Is mir dös Bluat und hot mi g'stickt,
Da hot er g'lacht und hot zum Poss'n
Mi tüchtig in mein Ärmel zwickt.

Na kurz und guat, so san ma ganga –
Den Vaddern freili hot's d'r packt!
Der hot mi weiters nöt empfanga,
Wo's do der Bürgermeister g'sagt!

Nix hot da g'holf'n! 'nein in Kamma
Und nimma außa Tag und Nacht,
Wo mögli vor die Tür a Klamma —
So hat der guate Mon sich dacht.

Hätt'st du da g'folgt? Wia will ma 's nehma? —
Do' na, daß i nöt dalket red'.
Wär' damals i nöt außikemma,
So hätt' i ja mein Büabl nöt!

Jetz' is er grod im dritt'n Jahrl.
Ganz wie sei Vadder siecht er schon,
Ak'rat bis auf die Aug'n und 's Haarl —
Und d' g r ö ß t' Freud' hot damit mein Mon!!

Nur vom Ulan darf i nix sog'n,
Da wird er fuchti — feit si' nix! —
Dös kon er nöt um viel vertrog'n,
I glaub sogar, da setzat's Wichs' — — —

Nürnberg – Berlin[13]

I.

Die Jesuiten, Gott sei Dank,
Man hat sie fortgetrieben;
Als würdiger Ersatz dafür,
Sind uns die Juden geblieben.

Ein Märchen ist es, was man sagt,
Von ihrer schnöden Gemeinheit
Arbeiten sie doch immerfort
An Deutschlands innerer Einheit.

Das bare Geld der Gegenwart,
Zerfließt in ihre Kassen:
Wir sind dann durch die Armut schon
Verbunden gewissermaßen.

Und leicht verschwindet später dann
Der Unterschied der Rassen,
Wenn wir Germanen feierlich
Uns alle beschneiden lassen.

Zu Nürnberg fühl' ich mich bereits
In diesem Zukunftsstaate,
Den Mangel an Christen merkt man hier
In recht erfreulichem Grade.

Der Bürgermeister freilich ist
Bis jetzt noch nicht beschnitten,
Auch wird bezüglich des Gremiums
Solch' Faktum sehr bestritten.

Doch wo man wandelt in dieser Stadt,
Die schönsten und größten Gebäude
Sie sind seit vielen Jahren schon
Das Eigentum „unserer Leute"!

„Ihr Meistersinger, die ihr ruht
Tief unten in stillen Grüften,
Die ihr im Leben deutsch gedacht
Und deutsch in euren Schriften.

Ihr Weber, die ihr bei eurem Werk
Gesungen unsterbliche Weisen,
Ihr Schmiede, die ihr beim Amboßklang
Gehämmert Lieder von Eisen.

Du Peter Vischer, du treuer Sachs,
Du Albrecht Dürer, der Kummer
Blieb euch erspart — o laßt euch nicht,
Laßt euch nicht stören im Schlummer!

Laßt euch nicht stören, wenn in der Stadt,
Wo ihr in Ehren gewandelt,
Nichts weiter ertönt wie der Schacherruf,
Mit dem man die Ehre verhandelt!"

So rief ich laut, o Königin,
Hinab die hallenden Gassen —
Ich stand im Burghof um Mitternacht,
Allein mit den Träumen gelassen.

Hoch über mir da rauscht es auf
So trostlos bang im Winde,
Es klang fast wie das Sterbelied
Der tausendjährigen Linde.

II.

Das also ist Berlin! Ich bin
Noch immer ganz verwundert;
Sah ich es doch zum letztenmal
Im dreizehnten Jahrhundert.

Damals ein kleines Fischerdorf,
Bewohnt von armen Slaven,
Das schmutzbedeckte Sorgenkind
Der kaiserlichen Grafen.

Von Germanismus keine Spur
In seinen Fischerbuden!
Ach Gott! Es gab zu jener Zeit
Dort nicht einmal noch Juden.

Und jetzt! Alldeutschlands steinern Herz,
So hart wie seine Quadern!
Das Blut des Landes saugt es auf
In ungezählten Adern.

Denn statt des echten deutschen Sinn's,
In Werken und in Worten,
Herrscht hier das Geld und sein Prophet,
Bleichröder mit Konsorten.

Kehrt noch so säuberlich hinweg
Den Schmutz von euren Gassen,
Erbauet von Palästen euch
Alljährlich neue Straßen!

Errichtet ein Gesundheitsamt,
Zahllose Badestuben,
Kanalisiert, soviel ihr wollt,
Selbst eure Abtrittsgruben!

Verpestet bleibt der Ort! Er krankt
An insgeheimem Fluche,
Und kein Parfüm befreiet euch
Von diesem Grabgeruche.

In euren Gärten blüht kein Baum,
Kein Lenz in euren Linden,
Könnt' ihr den rechten Besen nicht
Zum Augiasstalle finden.

Der Selbstsucht tollgeword'ne Sphinx
Mit giftgeschwollenen Brüsten
Darf ungescheut in eurer Stadt
Auf offnem Markte nisten.

Breit liegt sie vor der Börse da,
So still, als ob sie schliefe,
Doch wer ihr Rätsel nicht versteht,
Den stürzt sie in die Tiefe.

Auf, deutsches Volk! Dein Oedipus
Sei selber und erlöse
Von dieser tollen Mißgeburt,
Des Geistes Kraft und Größe.

Laß dich betören nimmermehr,
Durch schöngefärbte Phrasen,
Der größte Schmutz wird oft verdeckt
Von blumenreichsten Rasen.

Nicht Freisinn, nein, der Freiheitssinn,
Ist jetzt das Allerbeste:
Zertrümm're deutsche Nachtigall,
Das Kuckucksei im Neste.

Böse Stimmung[14]

Der Gießbach rauscht die ganze Nacht,
Im Traum noch hör' ich ihn zuweilen;
Dann bin auch ich darauf bedacht,
Den fernen Strömen zuzueilen.
Dann möcht' auch ich mich so wie er
Mit ihrer tiefen Kraft vereinen —
Umsonst! Wir sehn nicht Strom noch Meer,
Im Sand vergehn wir unter Steinen.

Über das Judentum[15]

Der Jude ist eine Idee, wie der Christ.
Sieh zu, welcher von beiden du nahe bist.

Dem Juden nicht unterliegen
Heißt ihn besiegen.

Jude gleich Wille,
Christ gleich Stille.

Gib einem Juden die Hand,
Er führt dich ins Narrenland.

Was rühmst du des Juden Familiensinn?
Christi Familie wäre Gewinn.

Das Leben ist ein Spiel, aber umgekehrt
Gewinnt darin der, dem man die Taschen leert.

Im deutschen Wesen ist Christ zu Gast,
Drum ist es dem Antichristen verhaßt.

Hödurs Lanze
War eine Schmarotzerpflanze.

Gelingt's ihm nicht mit dem Heucheln,
So treibt ihn die Wut zum Meucheln.

*

Der Jude sucht das Dasein auszukosten
In allem, was die Macht erreichen kann;
Das Ew'ge bucht er nur als faulen Posten,
Vielleicht wird es bezahlt, vielleicht? Doch wann?

So streift er schon seit ungezählten Jahren
Mit gieriger Hand verzweifelt durch die Zeit
Und wird als Jude nimmermehr erfahren,
Daß nur die Ruh' im Ew'gen Glück verleiht.

Herr meiner Seele, verborgen im nichtigsten Nichts und
Dennoch mächtiger als die mächtigsten Kräfte der Zeit,
Siehe, ich weiß, daß all mein Sinnen nicht zureicht,
Dieses Geheimnis im tiefsten Kern zu ergründen;
Aber ich weiß auch, Herr, meiner Seele, ich fühl' es:
Steter Tropfen zerleckt selbst den mosaischen Stein.

*

Der erste, der den Juden erkannte,
Der erste, den der Grimm übermannte,
So daß er den Schleicher niederschlug,
War Kain! Erkennt ihr den „frommen" Betrug?

Aber trotz allem Widerstreben
Jehovah selbst, der nichts erträgt,
Gezwungen hat er's ausgesprochen:
Wer Kain erschlägt,
An dem wird's siebenfach gerochen!

Ein Blaustrumpf

Von ihrem Geiste und Verstand
Spricht laut die Welt mit Staunen,
Doch leider sind ihr unbekannt
Des Mädchens arge Launen!

Mit allem treibt sie ihren Scherz,
Von Weiblichkeit kein Schimmer!
Ich wollte, sie besäß' ein Herz
Und wäre dafür — dümmer!

Doktrin

Laß durch des Schicksals Wetterschläge
Niemals betäuben Herz und Sinn,
Und wandle tapfer Deine Wege
Durch's Leben hin!

Der Donner grollt in wilden Wellen,
Kein einz'ger Stern, der tröstend naht!
Doch werden Blitze Dir erhellen
Den rechten Pfad!

Gegensatz

Deine Mutter, schönes Kind,
Ist ein zu vernünft'ges Wesen
Doch, wie meist die Mütter sind,
In der Liebe nicht belesen.
Niemals kann sie sich erwärmen
Für dergleichen — o wie schade! —
Und wenn wir für Heine schwärmen,
Lobt sie Klopstocks Messiade!

Täuschung!

Glaub' nicht, weil Du ein Weib genommen,
Das wie ein Engel schön und rein,
Du müßtest selbst in jeder Hinsicht
Ein kapitaler Bursche sein.

Sei überzeugt, viel schwerer ist es,
Bis sich in vollster Glut ergibt
Ein Mädchen uns, das manchen Andern
In seinem Leben schon geliebt!

Lebensabend

Zwecklos ist die Klage
Um das längst verlor'ne Glück,
Niemals kehren sie zurück,
Die entschwundenen Jugendtage.

Dennoch sei nicht so verdrießlich,
Und nimm alles nicht so schwer —
Scheint die Sonne auch nicht mehr,
Funkeln doch die Sterne schließlich!

Sprüche in Reimen

Wenn dir ein Tropfen nicht gefällt,
Entkorke eine andre Flasche,
Und hast du keinen Kreuzer Geld
So schlag' erst recht auf deine Tasche.

*

Die Dichter der modernen Sorte,
Gigantisch, was sie alles wagen,
Um mittels nagelneuer Worte
Das Abgedroschenste zu sagen!

*

Wenn's nur zur rechten Zeit geschieht,
Dann darf man sinnen, was man mag;
Es wird ein Lied,
Es wird — ein Tag.

*

„Sorget nicht!" Was sind auch Sorgen?
Morgen oder übermorgen
Fühlst du dich ja doch geborgen.

*

Scheltet nicht das Kleine, Schlichte!
Denn Punkt um Punkt
Macht es Geschichte,
Womit das Große prunkt.

*

Ich bin so gescheit wie Gott,
Doch nicht gescheiter als du;
Empfindest du das als Spott,
Laß mich in Ruh!

Schon wochenlang kein Stern zu seh'n!
Die Leute jammern.
Da frag' ich mich, warum sie nicht geh'n
In ihre Kammern.

*

Schreibe nieder, was du denkst;
Wie's auch sei, gedacht ist's längst.

*

In seine schönste Periode
Kommt der Mensch kurz vor dem Tode.

*

Das Licht zu sein ist Keiner wert;
Das einzige, was der Mensch erreicht,
Ist, daß er nicht den Dunst vermehrt,
Der durch die Welt als Lüge streicht.

*

Die Berge stehen still und warten
Sie wissen wohl: es kommt die Zeit . . .,
Wir Menschen aber, wir vernarrten,
Vergeh'n vor lauter Rührsamkeit.

*

Wir müssen die Jugend gewöhnen,
Im Guten, Wahren und Schönen
Den arischen Geist zu sehn,
Hingegen allen Gemeinen
Das jüdische Gottverneinen
Des Satans zuzugestehn.

*

Ob „Wider" oder „Für",
Beides hat seine Hintertür'.

Musik

Trost läßt sich eben aus allem schöpfen —
Nächstens gehen wir auf den Köpfen.

*

Ein unbewußter Augenblick
Ich liebe mir das Klare,
Und wär's auch nicht das Wahre.

*

Ärger noch als Verwandte
Ist mir der Musikante.

*

Wir sind geboren, um zu erkennen,
Nicht, um im Nebel herumzurennen.

*

Der Sinn der Musik ist meinetwegen:
Anzuregen.

KAMPF / POLITIK

Weimar[16]

Verraten und verkauft das ganze Land ...
Und wieder hebt ihr feierlich die Hand —
Protest! Protest! —
Und steht auf der Tribüne mauerfest
Und redet stundenlang aus hochgeschwellter Lunge ...
Und keinem stockt, nicht einem stockt die Zunge,
Nicht einem bricht die Stimme voller Gram,
Nicht einem steigt die Röte auf — der Scham.
Wir aber hören zu mit off'nem Mund,
Den Blick umflort von leichtem Tränenschimmer,
Andächtig, weihevoll, ergriffen und —
Vergeßlich wie immer.

Scheidemanns Staatsgerichtshof[17]

Sei nur getrost, es kommt schon das Gericht,
Vor dem es klar wird, wem wir es verdanken,
Daß Millionen Deutsche — starben? Schwätze nicht! —
Nein, daß sie nutzlos in die Grube sanken!

Das kommt, verlaß dich drauf; doch wenn es naht,
Kein Tribunal, bestechlich wie auf Erden,
Dann bist es du und ist es dein Verrat,
Den all' die Millionen richten werden!

Berufe dich dann nicht, du Judenknecht,
Auf die Versucher, mit erlog'ner Reue!
An dir gemessen, waren sie im Recht,
Denn Fremde waren sie im Land der Treue!

Parlamentarier

Wie jämmerlich das alles ist,
Der ganze Dunst aus Lug und List!

Das nickt sich zu und winkt sich zu,
Und jeder denkt: Du Schurke du!

Und jeder denkt: Du fauler Bauch!
Und fühlt: so denkt der andre auch.

Verbindlich allen nacheinand'
Drückt ihnen Salomon die Hand.

Und freut sich ihrer ungemein —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein.

An die Kriegsgefangenen[18]

Wir wissen nichts von eurem Schicksal, nichts.
Wir lasen nur davon — gedruckte Qual,
Die Wirkung eines schaurigen Gedichts,
So ungefähr, und das oft nicht einmal,
Weil unser eig'nes Leid — — schweig still, mein Herz!
Was war denn unser Leid, was war's schon auch!
An eurem Gram gemessen, nur ein Scherz,
Ein Stäubchen nur, ein Hauch.

Wir waren ja daheim, im Vaterland!
Und wenn die Not auch immer näher kroch
Und unaufhaltsam unsre Schwelle fand,
In all den Nächten schliefen wir ja doch
Und hatten's warm! Und nie ein Tag,
An dem nicht irgendwann und irgendwo
Der Muttersprache Laut wie Lerchenschlag

Die Seele uns umfing
Und mit uns ging,
Durch all den Jammer, hell und froh!

War es nicht so?

Immer umflog uns so ein kleines Stück,
Ein Stückchen Liebe uns, ein Stückchen Glück,
Und wenn man sich's am wenigstens versah,
Gerade dann — war's da.

Auch für den Ärmsten, für das schwerste Schwere.

Ihr aber, Ihr — — nicht nachzufühlen, nie!
Der erste Schritt — und hoffnungslos ins Leere,
Ins Land des Grauens starrt die Phantasie.

Unendlich weit ein einz'ges Nebelmeer,
Nicht Tag noch Nacht, gespensterhaftes Licht –
Das brodelt auf und nieder, hin und her,
Und ist dann doch, als rührte es sich nicht.
Kauernde Schatten hinter all dem Schwelen,
Ein Heer von Schatten, unabsehbar groß,
So hockt es ringsum wie verwunsch'ne Seelen,
Nach vorn gebeugt, und alle regungslos.

Stöhnt es da nicht? Es stöhnt, fürwahr.
Spricht es da nicht? Fürwahr, da spricht's:
„Nun sind es bald zehntausend Jahr."

Sonst nichts.

Ein Ton wie aus granit'ner Gruft hervor.
Dann wieder Schweigen, unerträglich lang.
O dieses Brüten! Gierig lauscht das Ohr.
Da plötzlich hinterrücks ein heis'rer Klang,
Die Stimme belfernd, wie der Herr zum Knecht:
„Uns fehlt das Recht,
Sie heimzufordern..."

In hoc Signo ...[19]

Herr Pius Dirr, der „pius", wohlverstanden,
Der „fromme" also, ärgert sich zuschanden,
Weil seine Wähler, einer um den andern,
In dunkler Selbsterkenntnis von ihm wandern,
Doch nicht zu uns (das wäre so ein Graus!),
Nein, ohne umzusehn, ins Narrenhaus.
Der Pius freilich merkt nur, daß sie schwinden,
Nicht aber, wo sie Unterkommen finden,
Und deshalb glaubt er, was sonst niemand glaubt,
Daß Hitler ihm die Unheilbaren raubt.

Nun kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Hat er dem Juden nichts wie sich zu geben;
Mit Qualität wird da umsonst geprahlt,
Der Jude zählt (und wie!), bevor er zahlt!
Was tut man da? Man bläht sich mächtig auf
Und läßt den Phrasendünsten freien Lauf,
Bis in der Runde eine Wolke schwelt,
Die ihre Wirkung keineswegs verfehlt,
Zumal sie sich auf Köpfe niedersenkt,
Von denen jeder nur in Phrasen denkt.
Verschied'ne Kappen gibt's da freilich viele
Und scheinbar ebenso verschied'ne Ziele;
Doch wenn sich auch die einzelnen Parteien
Einander noch so wütend überschreien,
Nur Täuschung ist's, nur Sturm im Wasserglase:
Gemeinsam allen, einigt sie die Phrase.
In diesem Zeichen schließt sich stets der Ring
Rund um den Landtag bis nach Eglfing.

Auf höherer Warte

Die Menschheit ist nicht grau von Haaren,
Sie steht noch in den Flegeljahren,
Und wie ein echter, rechter Bube
Vergißt sie oft die Kinderstube,
Das wundervolle Paradies,
Wo Liebe sie zum Guten wies.
Nun treibt sie es bald so, bald so.
Zuweilen sanft, zuweilen roh,
Zuweilen müd, zuweilen frisch,
Bald übertoll, bald grüblerisch;
Und je nachdem sie fühlt und tut,
Herrscht in der Welt ein andres Blut.
Noch gestern, oder wann es war,
Empfand sie seelenvoll und klar,
Durchstreifte freudig Wald und Ried
Und sang dabei ein deutsches Lied.
Da kam der Wahn wie über Nacht,
Es kam die Wut, der Krieg, die Schlacht,
Die Gier nach allem, was da gleißt,
Der Britengeist, der Judengeist,
Verquickt (der Sprung ist ja nicht weit)
Mit Gallierhaß und -eitelkeit.

Geduld! Es wird schon irgendwann
Ein *Mann* daraus, ein *deutscher* Mann!

Aus Ungarns Schreckenstagen[20]

Seht ihr's denn nicht? Fühlt ihr's denn nicht?
Schreiens denn nicht schon die Steine?
Der Jude ist los! Über Leben und Licht
Entfesselt stürzt das Gemeine.
Auf tat sich die alte, die teuflische Macht,
Voll Lüge und List,
Und die Hölle lacht,
Und der Antichrist . . .
„Alle Völker sollt ihr fressen,"
Dieses freche Bibelwort,
Keinen Augenblick vergessen,
Wirkt es auch noch heute fort.

— — — — — — —

Der Arbeiter aber, statt zu fragen,
Warum sie vom Wuchergeld nichts sagen,
Nie eine Silbe, nie einen Laut,
Vertraut ihnen, wie man Gott vertraut!
Wenn er den Juden den Willen tut,
Glaubt er, dann enden Jammer und Not;
Wer's ehrlich mit ihm meint und gut,
Den schlägt er tot.

Blickt euch doch um! Wohin ihr seht,
Verhetzt der Dämon Stadt und Land,
Bis alles Edle untergeht
Im Brudermord, im Höllenbrand.

Dann endlich ist die Zeit gekommen,
Die Moses seinem Volk versprach,
Dann wird die Peitsche vorgenommen,
Und nirgend Rettung vor der Schmach!

Denn die allein noch Hilfe brächten,
Umschließt der Gräber stille Huld;
Was übrig blieb in Sklavenschächten,
Ist wehrlos, weil gelähmt durch Schuld.

Umsonst, daß dann den Blick der Söhne
Ein Vater, eine Mutter sucht —
„Euch danken wir die Hungerlöhne,"
So wird es heißen, „seid verflucht"!

Die Töchter aber, Kinder, Bräute,
Verdorben bis ins Mark hinein:
Des Wüstenvolkes schnelle Beute,
Schluckt sie zuletzt die Gosse ein.

— — — — — —

Hunderte von Christen fielen
Ihrer Wut zum Opfer, glaubt es!
Alle Foltern ließ man spielen —
Denn ihr Talmudgeist erlaubt es.

„Daß der Bourgeois die Börse
Seiner Eingeweide fände,"
Stieß man ihm zu beiden Seiten
In den wunden Leib die Hände.

Halb verhungert wurden Männer,
Regelrecht ans Kreuz geschlagen,
Eine Spielart nur für Kenner,
Atavistisch sozusagen.

Andern zog man bloß die Zunge,
Aufwärts unter Leibeskräften,
Um sie nach verweg'nem Schwunge
An der Stirne festzuheften.

Manchen wurden kleine Klötze
In das Nagelfleisch getrieben,
Wie's vielleicht der alte Götze
Ebenfalls schon vorgeschrieben.

Andern quetschte man gelassen
Aus dem Rund die Augensterne,
Witzelnd, daß man solchermaßen
Auch die Pfirsiche entkerne.

Lauter Übungen der alten,
Wohlerprobten Schächterweise —
Mag wer will die Hände falten,
Mir dreht alles sich im Kreise.

Schuft — ein jeglicher der Christen,
Der noch so von Liebe schmachtet,
Daß er selbst im Bolschewisten
Noch den „Gott" zu ehren trachtet!

Siebenköpfig aus der Lache
Ist das T i e r heraufgestiegen,
Und ihm gab der alte Drache
Kraft, die Einfalt zu besiegen.

Gab ihm aller Völker Zungen,
Daß es rede große Dinge
Und mit schlauen Lästerungen
Zwiefach seine Opfer singe.

Ja, das Tier, das unheilträchtig,
Christ und Menschentum befehdet,
Wenn es, aller Sprachen mächtig,
Seine großen Töne redet.

Also offenbart sich heute
Des Johannes Prophezeiung;
Und das nennen viele Leute —
Soll man's glauben: — Volksbefreiung!

Adolf Hitler[21]

zu seinem Geburtstage am 20. April 1923

Fünf Jahre Not, wie noch kein Volk sie litt!
Fünf Jahre Kot, Gebirge der Gemeinheit!
Vernichtet, was an stolzer Glut und Reinheit,
Was uns an Größe Bismarck einst erstritt!
Und doch — auch wenn der Ekel noch so würgt —
Es war doch, war doch — oder ist's Legende? —

Es war doch deutsches Land? Und doch dies Ende?
Nicht eine Kraft mehr, die uns Sieg verbürgt?
Die Herzen auf! Wer sehen will, der sieht!
Die Kraft ist da, vor der die Nacht entflieht!

Die Entscheidung

O Vaterland!
Entthronte Königin im Bettlerkleide,
Verhöhnt, bespien von Haß und Unverstand,
Verächtlich jetzt sogar dem Sklavenneide;
Herabgewürdigt wie zur feilsten Dirne,
Im Winkel, unter Fäulnis hingerafft —
Wir aber sehn den Glanz der jungen Stirne,
Die Majestät der stummen Dulderkraft.
Vergiß uns nicht in deiner Not!
Nicht unser ist die fürchterliche Tat.
Die dich beschützten, Tausende sind tot,
Und was dir blieb, zersprengte der Verrat.
Wir irrten lange durch die dunklen Tage,
Einander fremd geworden, wie verweht,
Verzweifelt, sinnlos, weder Zorn noch Klage,
Kein Trotz, kein Gram, kein Fluch und kein Gebet.
Wir gingen lange so als wie im Traum,
Wir lebten kaum,
Und suchten doch —
Ein jeder unbewußt nach Kampfgenossen.
Und sieh: es regte sich, es schlürfte, kroch,
Es drängte näher, stürmte an entschlossen,
Von dort, von hier, vereinzelt, mehr, in Scharen,
Die Deinen, Königin, der Kern der Deinen
Sei uns gegrüßt, du Inbegriff des Wahren,
Und segne uns zum Kampf mit dem Gemeinen!
Wir retten dich! Das Banner aufgenommen,
Empor zum Licht, so frei, wie's nie geschah!
Noch zögern viele — will! Sie werden kommen;

Noch grollen viele — will! Und sie sind da.
Kein Schwur und kein Versprechen! Wollen, wollen!
Wir w o l l e n , es geschieht, es i s t gescheh'n!
Der Gott in uns, er zeigt uns, was wir sollen;
Und was wir sollen, muß und wird auch gehn!
Zum Sturm, zum Sieg! Die alten Adler schweben,
Judas erbleicht, er wankt, er stürzt, er fällt!
Frei ist das Reich, das Vaterland, das Leben,
Und frei — die Welt!

Geduld

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
Von helden lobebaeren, von grôzer arebeit . . .

So hebt es an, das Lied der Nibelungen —
Wem hätte es noch nicht ins Herz gebrannt?
Ein Unbekannter, heißt es, hat's gesungen;
Ich sage nein, er ist nicht unbekannt.
Wie Donner rollt es schon seit tausend Jahren
Von Meer zu Meer, mit ewig neuer Glut,
Um immer wieder neu zu offenbaren,
Was deutsche Kraft vermag, und deutscher Mut;
Um immer wieder, immerfort aufs neue
Der Welt zu künden, bis sie untergeht,
Daß unter Trümmern noch die deutsche Treue,
Daß noch in Flammen sie den Kampf besteht.
Ein solches Lied, jahrtausendlang erklungen
Und Echo noch die fernsten Zeiten hin,
Kein Einzelner hat dieses Lied gesungen,
Das ganze Volk verklärte sich darin;
Des deutschen Volkes Seele hat's geschaffen,
Von ihrer eignen Größe übermannt,
Und „wunders vil geseit“ von Waffen, Waffen...
Und diese Seele wäre unbekannt?

Glaubt man denn wirklich, was so kühn begonnen,
Verginge jemals unter schmutz'ger Not?
Die deutsche Seele, wie das Licht der Sonnen,
Besiegt die Nacht mit neuem Morgenrot!
Wohl kauert noch in all dem schweren Dunkel
An Tür und Tor der Heunen Lügenbrut,
Und ihrer Augen stechendes Gefunkel

Verrät die Gier nach Gold, die Gier nach Blut;
Doch hält die Wacht, die treue Wacht ein Großer,
Der Tronjer nicht, ein Andrer ist uns nah,
Vertraut und fremd zugleich, ein Namenloser,
Den jeder fühlt und doch noch keiner sah.
Wie ruhig gehen seine Atemzüge!
Er rührt sich nicht, er wartet stumm und still,
So langsam auch zum Kampfe mit der Lüge
Die Stunde der Vergeltung dämmern will.
Er wartet still, der Held, auf den wir bauen;
Nur manchmal klirrt das Schwert an seinem Gurt,
Dann faucht und heult es ringsum voller Grauen,
Das Heunenvolk, der Hölle Ausgeburt.
Er wartet stumm, vor Augen nur das eine:
Die hundertfach an uns begangne Schuld —
Schon ist's, als käm's herauf mit hellem Scheine...
Geduld! Geduld!

Aus Eckarts dramatischem Schaffen

„HEINRICH VI.“, DER HOHENSTAUFE

Wesen des Deutschtums

(In Eckarts „Heinrich VI.“ entspinnt sich ein Gespräch um die deutsche Sendung zwischen dem Hohenstaufer-Kaiser und Propst Konrad)

Der Kaiser

Sieh, das ist es ja, was man
So unter Deutsch versteht, im höchsten Sinn:
Der Wille zum Unmöglichen, zum Ziel
Der Ziele, zur Vollendung, die sich nie
Auf Erden findet, aber ahnen läßt,
Im Wohllaut aller Töne, Formen, Farben,
Im Gleichmaß der Gestirne und Gesetze,
Im Abglanz einer ew'gen Harmonie.
Zur Einheit will der Deutsche, will heraus
Aus Trug und Schein, ein Ganzes will er,
Und wenn er kämpft, so ist's nicht der Triumph
Und nicht die Beute, die ihn spornt, es ist
Das Wunder der Vollkommenheit. Daher
Sein unruhvoller Geist, sein zähes Bohren
Hinein ins Bodenlose aller Dinge,
Daher sein Eisenschädel, der so oft
Des eig'nen Vorteils spottet, seine ganze
Erhab'ne Unvernunft im Zweckgemäßen,
Sein leichter Sinn, sein unbeugsamer Mut
Und seine — (mit grimmigem Humor) Schafsgeduld.

Propst Konrad

Das steht doch sonst,
Bei andern Völkern, nicht im besten Ruf — —?

Der Kaiser

Weil jeden eine Tugend stört, die er
Nicht selbst besitzt. Dagegen bietet sich
Ein einz'ges Mittel nur: man lästert sie.
Geduld bedeutet Freiheit vom Gemeinen,
Bedeutet Überlegenheit. Der Dulder
Steht fest im Wirbel des Vergänglichen,
Von keinem Narrenglanz der Welt verlockt.

(nach kurzer Pause)

Betrachtet Euch die Menschheit. Ist sie nicht
Als wie ein einz'ger Mensch mit tausend Schwächen
Und tausend Tugenden? Die Völker sind
Der Ausdruck ihrer Eigenschaften. Je nachdem
Das eine oder andre herrscht, verharrt
Im Guten oder Bösen sie. Gelangt
Ein eitles Volk zur Führung, triumphiert
Der Menschheit Pfauenstolz — ein Gaunervolk,
Die Hinterlist in ihr. Das deutsche aber
Verkörpert ihre Sehnsucht nach dem Licht,
Und wie von uns ein jeder dieses Drangs
Bedarf, der Gottheit sich zu nähern, also
Bedarf es auch der deutschen Kraft und Macht
Und Herrlichkeit, auf daß die Welt genese.

Propst Konrad
(nachdenklich nickend)

Ich glaube, nun versteh' ich jenen Erben.

Der Kaiser

Und seinen Freund wohl auch. Entzweie dich,
Mit wem es sei, nur nimmer mit dir selbst!
Und wenn du noch so großes Weh verbreitest,
Und Gram und Ärgernis, es scheint nur so,
Denn über Nacht entwirrt es sich als Segen.

Nur warten muß man können, nicht von morgen
Verlangen, was vielleicht Jahrzehnte braucht,
Zur Klärung, oder gar Jahrhunderte.
So denke ich von der geheimen Macht,
Die über aller Schöpfung waltet, fühle
Den wohlbedachten Endzweck ihrer Güte.

*

(Und am Schluß, vor Beginn des Krieges, spricht der Kaiser):

Vater im Himmel, sie flehn zu dir alle,
Freunde und Feinde, in brennender Not,
Daß deine Hand auf den Schuldigen falle,
Der ihnen Herd und Heimat bedroht.
Kindlicher Glaube! Als ob nur dein Wille
Waltete, wenn du dein Donnerwort rufst!
Hoch über dir, in ewiger Stille,
Steht das Gesetz, das du selber dir schufst.
Nichts wird vollendet, und nichts wird begonnen
Ohne das eherne Muß dieser Pflicht;
Ihm nur gehorchend kreisen die Sonnen,
Branden die Meere und wandert das Licht.
Untertan sind ihm Herzen und Hände,
Hirne und Blut von Geschlecht zu Geschlecht,
Blitzende Schwerter und lodernde Brände,
Ihm, das da lautet: Ordnung und Recht.
Vater im Himmel, entschlossen zum Tode
Stehn wir vor dir. O antworte nun!
Ist noch ein Volk, das dem hehren Gebote
Redlicher dient, als wir Deutschen es tun?
Gibt es ein solches? Dann, Ewiger, spende
Schicksalsgewaltig ihm Lorbeer und Sieg!
Vater, du lächelst? O Glück ohne Ende!
Auf und hinein in den heiligen Krieg!

NACHDICHTUNG DES „PEER GYNT“

Der Schein der Welt

(Peer Gynt träumt sich hinaus aus der Enge und spricht, in die Ferne blickend, in tiefster Sehnsucht, wobei er sich des Truges der Natur bewußt wird):

Hoch, im schimmernden Weiß,
Türmt sich aus Eis und Schnee,
Türmt sich aus Schnee und Eis
Schloß über Schloß in die Höh'!
Unter glitzerndem Glast
Drängt von Bäumen ein Meer,
Sternübersät jeder Ast,
Um die Zinnen sich her.
Tausendfältig sprühende Fenster!
Aber in der Tiefe der Nacht
Wachsen wie Riesen die Nebelgespenster,
Auf den Sturz der Paläste bedacht.
(nach seinem Kopf greifend)
Oh, wie sticht's mich hinein bis ins Hirn,
Gleich einem glühenden Eisenring,
Den man mir geschweißt um die Stirn,
Als ich in teuflischen Krallen hing!
Lüge, wohin ich nur immer schau'!
Lüge die stolzen, gleißenden Zinnen!
Lüge da draußen und —
(sich an die Brust schlagend)
Lüge da drinnen,
Alles nur ein schmutziges Grau!
Erst der Renntiersprung von den Firnen —

Dann mit der Braut der tolle Betrug —
Jetzt die Dirnen!

(zum Himmel aufschreiend)

Ist's nun genug?

(starrt mit erhobenen Händen aufwärts)

Sieh, da breitet ein Adler die Schwingen!
Nimm mich doch mit durch die schimmernde Pracht,
Ehe mich hier die Schatten verschlingen,
Eh' ich zu tiefst versinke in Nacht!
Rein sich zu baden im schneidenden Wind!
Jauchzend dahin wie ein Kind, wie ein Kind!
Immer weiter die Flügel gespannt!
Immer schneller in sehnender Hast!
Lautlos gleite ich über das Land,
Bis zu Englands Kaiserpalast!

(starrt lange nach links in die Ferne)

Nichts mehr zu sehen. Verdunstet im Äther.

(mit einem Blick nach rechts hinten)

Aber was baut sich da drüben empor?
Giebel und Dach und Wände und Tor?

(freudig)

Sei mir gegrüßt, du Haus meiner Väter!
Nicht mehr zermorscht und zerlumpt und zerfallen,
Gleich einem Bettler, in Sorgen gebückt,
Nein, wie früher die festlichen Hallen,
Lustig bewimpelt und wappengeschmückt!
Da, wie sie taumeln hinauf und hinunter,
All' die Kumpane, fidel wie die Stint',
Und der fidelste mitten darunter,
Vater, bist du, glückseliger Gynt!
Horch, der Herr Pfarrer!

(pastoralen Tons)

„Zur heutigen Fete
Bitt' ich gefälligst um etwas Gehör" —

Weiß der Kuckuck, er hält eine Rede —
Soll man es glauben? — auf mich, den Peer!
(als wiederholte er Schlagworte)
„Prächtiger Knabe — enorme Talente —
Ganz der Vater — zum Höheren streben —
Glänzende Zukunft — in Gottes Hände —
Darf ich bitten? — Hoch soll er leben!"
(in hellster Ekstase nach links taumelnd)
Nur zu, die Gläser genommen!
Es klingt aus jedem Pokal:
Von Großem bist du gekommen!
Und Großes wirst du einmal!

Das Außenherum

(Peer Gynt im Suchen nach dem Wesen der Dinge, vermag sich vom Außen der Welt noch nicht zu lösen und verstrickt sich weiter im Irrtum — nach langem Schweigen)

Geh' außen 'rum! Nun wird es klar,
Was ehedem ein Rätsel war.
Mein Märchenschloß, es liegt in Scherben
Und hat die Zukunft mitbegraben;
Auf seinen Trümmern hocken Raben
Und krächzen mir das Lied vom Sterben.
Geh' außen 'rum! Wo wär' der Pfad,
Der jetzt noch mitten durch mich ließe?
Gewitterdunkel steht die Tat
Und flammt mich fort vom Paradiese.
In einem längst vergess'nen Buch
Hab' ich von Reue was gelesen,
Daß wir durch sie von jedem Fluch,
Von jeder Sündenschuld genesen.
Doch wo sie finden, wann sie finden?
Der Jahre viele würden schwinden
In Einsamkeit und müder Qual —
(sich vor die Stirn schlagend)
Du Tor, dir bleibt ja keine Wahl!
Mit Herzen ist es wie mit Glocken:
Man kann sie wohl in Stücke reißen,
Doch nimmermehr zusammenschweißen,
Um wieder Töne draus zu locken —
Das schweigt mit ewig stummer Trauer.
Wo ist die Hexe? Nicht mehr da —?
O Gott, und näher doch als nah!
(sich ans Herz schlagend)
Da innen liegt sie auf der Lauer!
Sie nickt und nickt, und hinter ihr,

Da nickt es mit — sind ihrer vier —
Ja, ja, ich kenn' euch nur zu gut:
Die Ingrid, wie der Tod so fahl,
Und jene drei von dazumal,
Die ich mir auf die Seele lud.
Was streckt ihr so die Hände aus?
Ich soll euch tragen in das Haus?
Zu ihr, zu meiner Königin?

(aufschreckend und wie erlöst, während es wieder hell wird)

Da flattert's mit dem Nebel hin.

(nach tiefem Schweigen)

Geh' außen 'rum! Und reichtest du
Mit deinem Arm zum Gletscherjoch,
Du hieltest sie zu nahe noch —
Den Glanz verlöre sie im Nu!

(Entscheidende Pause. „Mitten hindurch", d. h. vor Solveig hintreten und ihr rückhaltlos alles gestehen, kann er nicht; dafür fehlt ihm noch die ganz tiefe Reue, die ihn bereits jetzt erlösen würde. Schon treibt ihn die Lust nach dem irdischen Glück zu einem vollständigen „Außenherum", zum Belügen seiner selbst bzw. Solveigs, aber sofort ermannt er sich und leistet lieber auf das „Glück" Verzicht, als daß er es mit dem völligen Verlust seines inneren Wertes erkaufte.)

Sich aus dem Sinn das alles schlagen
Und mutig doch den Schritt zu wagen?
In ihren Schoß die Stirne neigen?
Verschweigend reden? Redend schweigen?
Am Weihnachtsabend? Heute, heute?
Zu tun wie fromme Christenleute:
Mit ihr den Tag der Liebe segnen?
O Gott, vernichte den Verweg'nen!

V e r z w e i f l u n g

(Peer Gynt kehrt als Verzweifelnder in die Heimat zurück. Wesenlos und scheinbar seelenlos)

Nun dauert's nicht lang' mehr — ich glaube es kaum —
Dann such' ich mir einen geborstenen Baum
Und krieche hinein, um schlafen zu gehn,
Und draußen an der Rinde soll stehn:
„Hier ruht Peer Gynt, der Kaiser der Tiere."

(Pause)

Daß ich mich doch immer ins Alte verliere!
Ein netter Kaiser! Es wird einem übel!

(während er eine Zwiebel aufhebt)

Viel ähnlicher bist du da unten der Zwiebel.
Verdammt, das stimmt ja aufs Haar! Komm her!
Ich will dich jetzt schälen, vortrefflicher Peer!

(während er zerpflückt)

Das Dünne da ist wie vom Dampfer der Bug,
Auf dem ich mich schmählich ums Leben schlug.
Und hier dahinter das schmutzige Gelbe,
Mein Gold, das ich hatte, ist ein und dasselbe.
Das gleicht einer Krone, genau so die Zacken —
Der Sattel darunter und auch die Schabracken.
Hier kommt es zum Vorschein sehr mumienhaft —
Das Wissen der Welt! Doch hier voller Saft
Der große Prophet — er beizt ja wie Lauge!
Vor lauter Lügen tropft mir das Auge.
Das Schwarze bedeutet die Negerbrut —
Die Missionäre sind's ebenso gut.
Wie, schon zu Ende? Nur S c h a l e n gegeben?
Und nirgends ein K e r n ?

(nach vorne sinkend, dumpf)

Da hast du dein Leben.

Vor der Erlösung

(Ehe Peer Gynt zu seiner Seele zurückfindet, kommt ihm nochmals der Zweifel, doch nur ein Halber gewesen zu sein — dumpf für sich)

Kein Wort der Entschuldigung! Elender, schweig!
Du bist und bleibst zu schwach und zu feig.
Das taugt nicht zu Engeln und taugt nicht zu Teufeln,
Kein Grund zu jubeln, kein Grund zu verzweifeln.

(nach kurzer Pause)

Asche nehm' ich jetzt und Staub,
Wolkendunst und Nebelgrauen,
Will damit auf welkem Laub
Mir mein Königsschloß erbauen.
Dienen soll mir Trug und Lüge,
Dichtung, Märchenspuk und Fabel,
Daß es sich zusammenfüge
Himmelhoch, ein Turm zu Babel.
Erzgegossen aber gleiße
Nieder von dem höchsten Block
Eine Inschrift, die da heiße:
Caesar Gyntus fecit hoc.

(nach kurzem Schweigen, angstvoll)

Und keiner, der hilft, im Himmel nicht einer?
Und auch in der Tiefe, erbarmt sich denn keiner?

(nach einer Pause, aufs tiefste erschüttert)

So trostlos kann ein Mensch also gehn
Zurück in die ewig schweigende Nacht,
Als hätte er nie die Sonne gesehn
Und nie die Erde in all' ihrer Pracht?!
Da hat sie gespendet ihr segnendes Licht
Für alle Geschöpfe, für mich aber nicht!

Und Blumen, sie wuchsen und blühten für jeden,
Nur nimmer für mich! Ich hab' sie zertreten!
Das herrliche Haus, das Gott mir verlieh,
Bewohnt hab' ich's nie, bewohnt hab' ich's nie!
Du liebliche Sonne, du köstliche Erde,
Warum auch für mich euer schaffendes „Werde!"?
Ich läge so ruhig, so fern aller Not,
Und büßte jetzt nicht die Geburt mit dem Tod.
So sei es! Hinauf denn auf wankenden Füßen,
Hinauf, zum höchsten der Gipfel empor!
Noch einmal will ich die Sonne begrüßen,
Und unten das Land, das ich kläglich verlor!
Herab dann, Lawine des Weltengerichts!
Begrabe den alten, verzweifelten Mann!
Man schreibe darüber: „Hier liegt der H e r r N i ch t s",
Und dann — und dann — dann komme das Dann!

DER „LORENZACCIO“

Weltverneinung

(Im „Lorenzaccio“ vertritt der Dominikaner die Gestalt Savonarolas in ihrer düsteren Weltverneinung. Zwischen ihm und einem Florenzer Patrizier entwickelt sich ein längeres Zwiegespräch)

Dominikaner

(finster)

Das Besond're — werd' es inne —
Täuschen uns nur vor die Sinne.
Auch wer nicht an hundert Bresten,
Sondern bloß an einem leidet,
Ist kein Grund zu frohen Festen,
Er ist krank, und das entscheidet.
Was da lebt, verdient den Tod,
Also lautet das Gebot.

Patrizier

Würdigst du denn nicht die Treue,
Liebe nicht, noch Edelmut,
Nicht die Sehnsucht, nicht die Reue?

Dominikaner

(schneidend)

Narr, was heißest du mich gut?
Wasser aus der reinsten Quelle
Büßt, der Sonne ausgesetzt,
Stetig ein die Spiegelhelle
Und wird ekles Gift zuletzt;

Weil von je der Keim des Bösen,
Nur gebändigt, in ihm liegt —
Wenn sich seine Fesseln lösen,
Wächst er schaudervoll und siegt.
Siebzigmal an einem Tage
Sündigt selbst noch der Gerechte,
Und des Grames wilde Klage
Schweigt im Taumel seiner Nächte.
Siebzigmal in einer Stunde
Schielt dein Weib und sieht es keiner,
Gierig nach dem fremden Munde,
Wenn er schöner lacht als deiner.
Aber eh' ein Nu vergangen,
Siebzigmal bist du gerichtet,
Durch dein brünstiges Verlangen,
Das der Seelen zwei vernichtet.

Weh uns, dreimal weh uns allen,
Seit vom Himmel auf die Erde
Satans Stern herabgefallen,
Daß sein Reich erschlossen werde!
Wie aus einem Ofen schwelen
Durch die Lande schwarze Schwaden,
Und die Augen wie die Seelen
Leiden unheilbaren Schaden.
Tausende von Skorpionen
Kriechen in dem Rauch der Lüge,
Auf den Häuptern goldne Kronen
Menschenählnlich ihre Züge.
Wen sie in die Ferse stechen,
Der erkrankt an Herz und Hirne
Und wird Gottes Siegel brechen
Aus dem Reifen seiner Stirne.

Wehe diesem Volk der Spötter!
Schamlos wie sie selber brüsten
Ihre Erz- und Marmorgötter
Sich mit todeswürd'gen Lüsten.
Siebenköpfig aus der Lache
Ist das T i e r heraufgestiegen,
Und ihm gab der alte Drache
Kraft, die Einfalt zu besiegen,
Gab ihm aller Völker Zungen,
Daß es rede große Dinge
Und mit schlauen Lästerungen
Zwiefach seine Opfer singe.
Wehe uns! Auf seinem Kamme
Thront Baalit, die große Hure,
Rot das Haar wie eine Flamme,
Augen strahlend im Azure.
Ihrer Brüste Goldopale
Schimmern aus dem Scharlachmantel,
Also hält sie eine Schale
Mit dem Safte der Tarantel.
Trink, du Rasender, und keuche
Tanzend in die Todesstrafe!
Heilung wird dir von der Seuche
Nicht einmal im letzten Schlafe.
Wehe, wehe, dreimal wehe!
Nirgends Rettung vor dem Falle!
Fleischeslust, wohin ich sehe!
Teufelsdiener alle, alle!
Keiner, der aus Gottes Odem
Ströme reinen Lebens schlürfte,
Daß er sich noch in dem Brodem
Treu und wahrhaft nennen dürfte!
Keiner, der zum Opfer trüge

Gnadenreich die Frucht der Sünden,
Der die geilen Reben schlüge,
Bis im Blut die Pferde stünden!
Keiner, der, den Stolz zu beugen,
Heldenhaft die Schleuder schwänge
Und die steingeword'nen Zeugen
Unsrer Schmach zu Boden zwänge!
Keiner, der in Sturm und Wetter
Aufrecht ginge, o, nicht einer!

(ins Knie sinkend)

Unser Führer, unser Retter
Keiner, keiner, keiner, keiner!

Eifersucht

(Lorenzo ist der Ermordung des Kardinals Ippolito beschuldigt. Der Verdacht richtet sich auf ihn, weil er seine Geliebte Semiramide als die Buhlin des Kardinals betrachtet und in wütender Eifersucht Drohungen gegen diesen ausgestoßen hatte. Semiramide lehnt Lorenzos Beschuldigungen ab)

Semiramide

(tritt dicht an Lorenzo heran; zornbebend)

Was tat ich dir, du Narr, daß du mich so —
Du hörst mich doch? — vor aller Welt bespiest,

(auf Maria, Lorenzos Mutter, zeigend)

Durch jenen Mund, den du dir schadenfroh,
Wie Narren sind, für diese Stunde liehst?
Du kanntest, eh' dir die Vernunft entfloh,
Den Herrn Lorenzo — geh! wenn du ihn siehst,
So sage ihm, er soll dich durch die Gassen,
Durchs ganze Rom zum Pranger peitschen lassen!

Maria

Sie darf ihn mir nicht quälen!

Molza

Keine Qual!
Ist's nicht Verstellung, hört er's nicht einmal!

Semiramide

(fortfahrend)

Ich sage dir, er tut's, Lorenze tut's.
Vielleicht, daß ich ihm bitter bin wie Galle,
Doch nie vergißt er seines edlen Bluts
Und zeiht sich eher selbst des Frevelmuts,
Als daß ein schwaches Weib der Schmach verfalle,
Ein Mädchen, das er liebte — Narr, vergeh'! —

So wie ein Lied zum erstenmal vernommen,
So wie des Mondes Licht im stillen See,
So wie den Wald, die Rose und das Reh
Und alle Dinge, die nun anders kommen.
Denn sieh, du Narr: verworfen, wie ich bin,
Und angeschrieen wie die feilste Dirne,
Ich war ihm doch zu jedem Sein der Sinn,
Von jeglichem Gedanken der Beginn,
Die Weihe seiner Welt und ihr Gewinn
Und jeder Glanz auf seiner jungen Stirne.
Was weißt du noch, du Narr? Vermummte Greise,
So stehen die Gerüchte rings umher,
Und warten, bis du winkst; dann gehn sie leise,
Zur Tür hinaus auf eine weite Reise,
Und gehen flink, und ohne Wiederkehr.
Und eines ist darunter, welches lacht,
Wie Greise lachen, die um Liebe wissen,

(immer glühender)

Und redet viel von einer Frühlingsnacht,
Und kennt die beiden, die zu lang gewacht
Im süßen Duft der zärtlichen Narzissen.
Und alles horcht und drängt sich nach dem einen,
Und reißt von jener Nacht die letzte Scham —
Nur durch die Blumen geht's wie stilles Weinen,
Und wenn die Sterne wo am Himmel scheinen,
Verlöschen sie, du Narr, vor Gram, vor Gram!

Der Erbe

(Lorenzo ist um sein Erbe vom Mulatten Alessandro, Sohn des Papstes Clemens VII. und einer Afrikanerin, betrogen worden. Von den Florentinern verlassen, persönlich seelisch zerrissen, faßt der Gedanke der Ermordung des Bastards in ihm Raum. Er schildert seinen inneren Zustand!)

Lorenzo

Die blöde Menge! Zäh zu Brei verbunden,
Mit einer Schicht von Schimmel überdeckt —
Ein Tölpel hat den Namen Volk erfunden,
Nun glaubt man, Wunder was dahintersteckt.

(Pause; schwer aufatmend)

Auch du, mein Brutus! Diese Heuchlerklage,
O Cäsar, welche Rache noch zuletzt!
Du hast damit den Heros deiner Tage
Ins Unrecht bis ans End' der Welt gesetzt.
Du kanntest nur zu gut den Pöbelhaufen:
Gefaßt auf Tritte, schwimmt er gern in Tränen,
Und läßt man ihn vor Rührung überlaufen,
So heult er, wenn es sein muß, um — Hyänen.

(vor einem großen Spiegel)

Auch du, Lorenzo! Wird nicht dieses Wort
Das andere in Vergessenheit versenken?
Lebst du vielleicht als Lorenzaccio fort,
Zum Schrecken aller derer, die nicht denken?
Ob nicht die Dichter deine Tat verpfuschen,
Indem sie dich beim Pferdefuß erfassen?
Ich seh' dich schon vom Schaugerüste huschen
Und gruseligen Abscheu hinterlassen.
Das alte Lied: verworrene Ideen,
Krankhafter Ehrgeiz — bis zum Überdruß!

Und keiner von den Säuflern kann verstehen,
Warum's geschah, das fürchterliche Muß.

(mit einem Ruck noch näher dem Spiegel)

Hast du denn Ehrgeiz? Komm und steh' mir Rede!
Da ist dein Haus, das deine, wohlverstanden —
Geheiligt ist da jede Stelle, jede,
Durch deine Väter, die hier Frieden fanden.
Du bist der Erbe. Oder bist du's nicht?
Sei offen! Bist du's? Ja, du bist der Erbe!
Und doch gehört dir, jämmerlicher Wicht,
Von alledem noch nicht die kleinste Scherbe.
Weshalb? Erklär's! Was guckst du denn so dumm?
Du kannst es nicht? Erlaub' dir keinen Scherz!
Ein Kind an deiner Stelle wüßt', warum!
Du nicht? (an die Stirn tippend) Dann fehlt's dir wirklich,
Bruderherz.
Doch weiter! Wem gehört dies alles? (Hand am Ohr) Wem?
Nicht möglich! Einem — Neger? Bist du toll?
Dem schwarzen — wie? — dem Bankert sagst du? — dem?
Wahrhaft'ger Gott, ein Neger! Wundervoll!
Und dieser Hurensohn, ein Vieh von Vieh —
Gebell, nichts andres, in der fetten Kehle,
Mit einer Seele wie — ach, frag' nicht wie! —
Sein fauler Atem, pfui, ist seine Seele! —
Dies ekelhafte Tier — sag' nein! sag' nein! —
Das ist dein Herr? am Ende noch — gib acht! —
Dein guter Freund? — wie kann das möglich sein?! —
Dein Busenfreund? (lacht gräßlich auf) Bist du es, der so
lacht?
Du bist's. Und hast auch allen Grund dazu.
Kein strenger Herr, wie's früher war der Brauch,
O nein, er tätschelt dich, und nennt dich du,
Und speit dich an, und — k u p p e l n darfst du auch!

Und du? Wie seltsam! Wenn du bei ihm bist,

(die gespreizten Finger beider Hände hochhaltend)

So werden wie zu Dolchen deine Finger —
Schreiende Dolche! — Ob das Ehrgeiz ist?
Vielleicht. Dann aber sicher kein geringer.

Die Erkenntnis

(Lorenzo begegnet dem Ahasver, der ihm gerade gegenübertritt, da jener versunken auf Florenz hinabschaut)

Lorenzo

Nur Kinder sind und Sterbende erkoren,
Die Reinheit dieses Himmels auszuschlürfen,
Die einen, weil sie Gott erst halb verloren,
Die andern, weil sie wieder zu ihm dürfen.
Wir aber, losgelöst von seinem Saume,
Wir müssen, eh wir müde heimwärts kehren,
Wie Schlummernde im wesenlosen Traume
Den Einklang zwischen (hinausdeutend) dort und (ans Herz) hier entbehren.
So mag's wohl sein. Wir fühlen überall
Der eignen Seele Sinn als Widerhall,
Aber der Ton ist dumpf, verworren, nebelhaft —
Erklungen kaum, schon wieder fortgerafft.
Was war das nur? Wir lauschen, sinnen nach,
Und Irrtum scheint's, wo doch die Wahrheit sprach.
Es ist, als ob ein bloßer Kniff uns äffte —
Auf falscher Fährte mühn sich unsre Kräfte.

Einführung in den „Peer Gynt“

Das Wesen des Peer Gynt[22]

„Wenn ich mich besinne,
besinnt sich der Weltgeist."
Schopenhauer.

Daß jeder befriedigte Wunsch einen neuen zeitigt, daß also unser Wünschen endlos, unser Glück auf Erden bestandlos ist, dieses Haben und doch nicht Haben erklärt der Philosoph mit der Welt als einer bloßen Vorstellung, als einer Art Traum. Die äußeren Dinge, zu denen auch unser Leib gehört, sind ihm nur Illusionen, nur Erscheinungen, ähnlich den Gaukeleien, die wir im gewöhnlichen Schlummer nicht minder greifbar zu erblicken glauben. Ebenso wie wir in diesem fortwährend nach einem Nichts fassen, ist auch alles, was uns das sogenannte wache Leben an äußerem Besitz bietet, nur ein Nichts, eine Vorspiegelung, die wir nur solange für wertvoll halten, als wir uns danach sehnen, aber nicht mehr beachten, wenn wir ihrer habhaft geworden sind; weshalb z. B. der Gesunde gar nicht merkt, daß er gesund ist, der Reiche nicht, daß er in der Fülle lebt. Wir unterliegen also, indem wir die irdische Welt bejahen, einem *Wahn* und sind um *so wahnsinniger*, je leidenschaftlicher wir es tun.

An diesem Standpunkte müssen wir festhalten, denn er ist der Standpunkt Ibsens im „Peer Gynt". Für den Dichter gibt es nicht „gut" und „böse" im üblichen (vorgestellten) Moralsinn, sondern er geht weit darüber hinaus und setzt dafür das „Mehr oder minder im Weltwahn Verstricktsein". Je weniger der Mensch das nur Scheinbare der irdischen Welt herausfühlt, desto gieriger *will* er sie, desto rücksichtsloser aber auch verhält er sich gegen alles, wovon er ein Hemmnis auf dem Wege zu den vermeintlichen Genüssen befürchtet, desto *selbstsüchtiger* ist er, desto „böser" stellt er sich dar. Und umgekehrt: je mehr er die Täuschung dieser

Welt durchschaut, desto geringere Veranlassung hat er, sie auszubeuten, desto erhabener ist er über sie, desto selbstloser gibt er sich, desto stärker macht er den Eindruck des „Guten". Den Trug der Welt empfinden kann man aber nur so lange, als man sich der göttlichen Seele, seiner heimlichen Ursache, wenigstens einigermaßen bewußt ist, als man Anteil hat an der höchsten Vernunft, die nicht mit dem Verstand verwechselt werden darf. Dieser ist vielmehr nur ihr Werkzeug, ihr Hilfsmittel, um der Vorstellung Herr zu werden; wie er denn auch sofort zur (weltbejahenden) Schlauheit mißbraucht wird, wenn die geistige Urkraft erlahmt, wenn die Seele (die Vernunft, der Genius) an den Schein der Welt sich leidenschaftlich verliert. Mit Recht tun wir deshalb den schlauen Menschen als den „gerissenen" ab; denn ohne seelischen Halt wird er von den Nichtigkeiten des Daseins förmlich hin- und hergerissen, weswegen er wiederum nach allen Seiten hungrig zu spähen pflegt. Nun versteht man wohl auch, warum schon die Alten (Plato) Weisheit und Güte für ein und dasselbe erklärten: die dem Weltwahn entfremdete, weil der Selbsterkenntnis nahe Seele wird nicht durch die Scheindinge zum „Bösen" verlockt, sondern strebt eo ipso zum „Guten", zur eigenen Vollkommenheit, zum endgültigen Erwachen.

Das hindert freilich nicht, daß sie oft und so oft wieder schlaftrunkener wird und dann im gleichen Verhältnis der Fata morgana sich hingibt; und so hat auch der edelste Mensch seine Stunden des Wahns, hat er auch sein Trachten zum Niederen (rein Irdischen), seine Niedertracht. Am stärksten ist der Wille nach außen in der Jugend, gerade als stünde diese noch unter der unmittelbaren Nachwirkung des „Sündenfalles" (des Sturzes in die Scheinwelt) und müßte sich erst austoben, um sich wieder zurechtzufinden. Daher das deutsche Sprichwort „Jugend hat keine Tugend", treffender

das türkische „Jugend gehört halb und halb zur Raserei", mit am durchdachtesten der Satz des Grafen Rochefoucauld „Die Jugend ist ein fortdauernder Rausch, das Entwicklungsfieber der Vernunft". Die früheste Kindheit scheidet hier aus: es ist, als fiele sie noch in das verlorene Paradies, weshalb ihrer auch das Himmelreich der ganzen Unschuld ist. Erst von da an beginnt der eigentliche Sturz und damit das „Böse" gleich mit stärkster Gewalt. Der unreife Mensch, namentlich im Pubertätsalter (das oft kein Ende zu finden scheint), offenbart das leidenschaftlichste Sehnen nach dieser Welt, erwartet von ihr Wunder auf Wunder, erweitert sie sogar über das gewöhnliche Maß hinaus, indem er vielen Dingen noch eine besondere Bedeutung beilegt (Peer Gynt vor dem Stuhl, der ihm zum Pferd wird), während sie dem Reifen immer mehr zum Nichts verblaßt; und ist daher durchschnittlich selbstsüchtiger als dieser, infolgedessen auch wollüstiger, anmaßender, gewalttätiger, machtgieriger, eitler usw. (lauter Merkmale der stärkeren Weltbejahung, an denen sich übrigens zeitlebens der jeweilige Seelenzustand des Menschen verrät). Das **muß** sein, denn nur durch die „Sünde" können wir — beide Worte haben die gleiche Wurzel — „gesunden", nur durch die Täuschung enttäuscht werden. Man nennt das Entwicklung, weil die Seele sich aus dem Traumgespinst förmlich herauswickelt. Der im vornherein Altkluge, der „Musterknabe", wird das Nu seiner Zeitlichkeit mit wenig Gewinn an Einsicht, dafür aber wohl mit sehr viel an äußeren Glücksgütern („Nadelöhr") beschließen, was ich hiermit unter Bezug auf die karge Vermögenslage des sterbenden Peer Gynt besonders hervorhebe. Man kann sogar sagen: je wilder einer nach außen strebt, desto mehr Möglichkeit hat er, nach innen zu finden — vorausgesetzt, daß er sich immer wieder **rechtzeitig** vom Außen abwendet, daß er also dementsprechend sein

Schwergewicht — und darauf kommt es an! — im Innen hat. Ein solcher Mensch ist gar nicht imstande, sich dauernd an den Schein der Welt zu verlieren; denn was ihm auch davon zu teil werden möge, das Kleinste wie das Größte, durchschaut seine stets von neuem aufgerichtete, seine dann aufrichtige Seele mehr oder minder schnell als Blendwerk und läßt es fahren (Peer Gynt die pflichtvergessene, nicht liebende, sondern nur verliebte, d. h. zu keinem Opfer bereite Ingrid, die ganz und gar der Fleischlichkeit verfallenen Sennerinnen, die durch und durch inhaltslose Anitra). Nicht Übersättigung treibt ihn zur Abkehr, sondern plötzliche, aus dem tiefsten Innern stammende Erkenntnis, unter Kämpfen, die sich häufig so rasch vollziehen, daß der Splitterrichter ihrer gar nicht gewahr wird. Die unbewußte Losung eines solchen „Auserwählten" — und daß er das ist, empfindet er selbst am meisten, Peer so und so oft — bleibt trotz seines gegenteiligen Gebarens (Auftrumpfens) „Sei du!", d. h. „Ringe dein Ich, deine Seele durch, mitten durch den Wahn!" oder, was dasselbe besagt, „Lüge dir nichts über deine Lüste, geschweige denn über deren Ziele vor!" Die freiere, die schon fast wieder göttlich gewordene Seele erkennt eben die Sinn- und Nutzlosigkeit der Lüge; nur die unfreie glaubt noch, Wunder was mit ihr zu erreichen, und wählt deshalb das „Außenherum", die Ausreden aller Art, umstrickt, wie sie ist, vom „großen Krummen", richtiger vom großen Dunst (der Welt). Hemmungslose Weltbejahung und Lüge decken sich; der „Fürst dieser Welt" heißt der „Vater aller Lüge". Diese echte, dem wahren, dem ursprünglichen Christentum völlig zuwiderlaufende Troll-Gesinnung möchte um keinen Preis etwas anderes als das Irdische gelten lassen und haßt bis aufs Blut alles, was im Besitz des rechten Blickes, des in die Ewigkeit gerichteten rechten Auges

(Angelus Silesius) sie widerlegt. Der Wille zur Macht beherrscht sie, und rohe Gewalt ist die ultima ratio ihrer Unersättlichkeit (Volksverführung), weshalb ihr verdichtetes Symbol, der „große Krumme", dem jungen Peer die brutale Faustbetätigung als das beste Mittel zum Aufstieg auf die Höhen des Lebens vorheuchelt. Nun versteht man wohl auch, warum dieses Gespenst von sich sagen kann, es sei zugleich lebendig und tot: Die Scheinwelt, die sich in ihm versinnbildlicht, wirkt nur wie lebendig, in Wahrheit ist sie ein totes Nichts. Nicht mit der Zeit, sondern in der Zeit, in der Zeitlichkeit (d. h. solange die Vorstellung anhält) siegt der „große Krumme", niemals endgültig, niemals so, daß dadurch das einzig Wesentliche, die göttliche Seele, auch nur den geringsten Abbruch erlitte. Wahn, Wahn und wieder Wahn liegt aller Troll-Gesinnung zugrunde, innere Dumpfheit, Trägheit, Schlummer der Seele (der „große Krumme" schnarcht); nur nach Schemen greift der durch und durch verblendete Weltbejaher, der „Lügengott", der „Luzifer" (d. i. jeder Mensch, solange er das Göttliche, den „Christ, in sich verleugnet), und bleibt daher immer der „Magere", der betrogene Betrüger, der „dumme Teufel".

Für die kurze Spanne seiner Zeitlichkeit ist er (der dem Wahn bis zum Selbstmord Hingegebene) wohl verloren, nicht aber für die Ewigkeit, denn die auch ihm zugehörige Seele, ein an sich Vollkommenes, muß einmal aller Irrtümer ledig werden, wie es denn auch auf Erden keinen noch so großen Wahnsinn gibt, hinter dem nicht wenigstens eine leise Spur des göttlichen Lichtes aufleuchtete. Dies veranschaulicht Ibsen durch das Irrenhaus, wo aus der Mitte der selbstmörderischen Narren (die alle von der eitlen Sucht nach Ruhm gepeinigt werden) doch die ewige Vernunft wie ein verzerrter Schatten zum Durchbruch gelangt: in der Gestalt des Dr. Begriffenfeldt. Die drei zu

Wort kommenden Geisteskranken, besser, Gemütskranken (leider zwingt die Bühne zum Verzicht auf ihre Reden) verkörpern, und zwar in der Steigerung, die besonderen Ansätze Peers zur rückhaltslosen Weltbejahung: Huhu seinen Willen zur Cäsarenmacht unter Ausschau nach dem mit dem „Recht auf Gröhlen" zu ködernden Pöbel; der Fellah, durch den Glauben an die ewige Wiederkunft auf Erden, seinen Zweifel an der himmlischen Erlösung; Hussein, der nur ein „Sandfaß" (Sand in die Augen) ist, sich aber für eine „Feder", d. h. für einen Dichter, hält, den Größenwahn seiner ungeschulten Phantasie. Es ist eben Peers eigener Seelenzustand um jene Zeit, den der ganze Spuk versinnbildlicht, und zwar ist er es auf der entscheidenden Wende von außen nach innen, schon voller Angst vor der Gefahr des rettungslosen Aufgehens im Weltwahn. Gerade jedoch dieses Entsetzen Peers (seine Seele ent-setzt sich noch, statt sich zu behaupten) verrät, daß ihm da noch viel zur inneren Freiheit fehlt, denn jede Furcht offenbart Mangel an seelischer Kraft; zum Glück aber steht es nicht allein, sondern paart sich mit dem Mitleid, dem ersten Merkmal der erwachenden Seele, insofern diese sich wenigstens im Nebenmenschen empfindet. Es gibt nämlich noch ein zweites solches Merkmal, das zwar selbständig zutage treten kann, aber nie echt ist, wenn nicht zuvor das Mitleid, das Leid überhaupt sich durchgerungen hat; in diesem Fall, nur in diesem Fall kennzeichnet es einen außergewöhnlich hohen Grad innerer Freiheit, einen so hohen, daß es in der Regel wie diese nur sprungweise zur Geltung kommt — der welterhabene Humor. Seine Grundbedingung ist, wie gesagt, das Leid; sonst haben wir statt seiner den bloßen, selbst bei der größten Oberflächlichkeit noch aggressiven Witz, der sich zu ihm wie Schlauheit zur Weisheit verhält, also immer ein Zeichen von nachdrück-

licher Weltbejahung ist (Satiriker). Peer Gynts Humor — man beachte das wohl — kommt stets aufs neue zum Vorschein, so oft er auch von allen möglichen Schrecken in den Hintergrund gedrängt wird; gerade dann aber, zuweilen im erschütterndsten Augenblick, ringt er sich gern überraschend empor und beweist dadurch die plötzliche Befreiung unseres Helden von der Scheinwelt. Dann kann auch keine rechte Zerknirschung mehr in Peer aufkommen, erreicht ist für eine Weile der Gipfel, unter dem sogar die Reue als letzter Erdenrest versinkt, angesichts der ewig sakrosankten Seele, der unausbleiblichen „Ruhe in Gott". Vergebens sucht der „Knopfgießer", die Verkörperung der Gewissensbisse, Peer zu packen, indem er dessen göttliches Ich mit der „Einschmelzung" in das Vielerlei eines neuen Scheindaseins bedroht; Peer schüttelt ihn scherzend ab, ungeachtet aller schweren Bedenken, die seinen Humor auf das Schmerzlichste unterbrechen. Sein ehemaliges Liebäugeln mit dem Trollstandpunkt geht eben zur Neige, der „Dovrealte" hat gründlich abgehaust — „Theater", weiter nichts. Mit am stärksten triumphiert Peers Empfinden für das unsterbliche Wesen auf dem scheiternden Schiff; er lernt zwar die Todesangst, den „fremden Passagier", kennen und ringt zunächst verzweifelt mit dem Koch um das vergängliche Dasein, aber hier wie dort verraten kurze Blitzlichter des Humors seine Einsicht in das Traumhafte und deshalb Unwichtige der Körperwelt. Ein echter „Troll" würde sich in einer solchen Lage erheblich anders benehmen — wie, erübrigt sich wohl zu sagen.

Das ungefähr ist die Grundlage des „Peer Gynt", freilich nur für denjenigen brauchbar, „der sie schon sein nennt als eigenes Leben, oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens", wie uns die im selben Gedankengang wurzelnde deutsche Mystik belehrt, wohl wissend, daß Glei-

ches nur von Gleichem verstanden wird. Wer nun so gerüstet ist, der kann auch noch den letzten Schritt wagen, dahin, wo sich alles Irdische als der Widerschein oder das Sinnbild des Seelischen gerade noch ertasten läßt. Wenn nämlich das Außen tatsächlich dem Innen entspringt, so muß jedesmal eine gewisse Übereinstimmung der beiden vorhanden sein, d. h. die jeweilige Umwelt des Menschen muß dem jeweiligen Zustand seiner Seele irgendwie entsprechen. Über Ahnungen hinaus läßt sich aber nach dieser Richtung schwerlich kommen, schon allein, weil der Seelenzustand in der Regel einem fortwährenden, einem blitzschnellen Wechsel unterliegt und deshalb die dann ebenso raschen, noch dazu schattenhaft feinen Veränderungen ihres Außen gar nicht ins Bewußtsein zu heben vermag, auch nicht nachträglich. Nur die allgemeine Erfahrung zeigt uns, daß z. B. der Verbrecher meist unter Verbrechern, der Mönch unter Mönchen, der Händler unter Händlern, kurz, Gleiches unter Gleichem lebt (Fluidum). Der Mensch verwechselt also fast immer die Ursache mit der Wirkung, und so lange er das noch tut, geht er auf falscher Fährte.

Jedesmal, wenn Peer Gynts Seele sich mehr dem „Erwachen" nähert, tritt auch die reine Solveig in seinen Kreis, als das Spiegelbild seines augenblicklichen reinen Fühlens, oder erscheint ihm wenigstens in der Ferne. Wir nennen das ideale Liebe, mit Recht, weil es die Liebe der Seele zu ihrer eigenen Idee, zu ihrem Urbild darstellt; und es ist die einzige Liebe, die so zu heißen verdient, es ist die Liebe zu dem Göttlichen in uns, eben zu unserer Seele, nur durch das Außen vermittelt. Darum „beseeligt" sie uns auch so und wird uns die Geliebte zur „Angebeteten". Solveig heißt „Sonnenweg", damit ist wohl alles gesagt. Wenn Peer Gynt tatsächlich der große Schwächling und Lügner wäre, für den ihn das Pharisäertum immer wieder anspricht,

er hätte keine Solveig, seine ständige Umgebung wäre das „Trollpack". Er unterliegt aber zeitlebens nur vorübergehend der Schwäche, sein Grundzug ist trotz alledem die Treue gegen sein besseres Ich; und deshalb ist auch Solveig, dessen Spiegelbild, die treue, und zwar über Zeit und Raum hinweg. Der lateinische Ausdruck für „treu" lautet „fidelis", woher wieder unser „fidel" kommt. Auch noch unter dem Kreuz der ärgsten Misere „kreuzfidel" sein („mein Weg ist leicht"), das wäre das Höchste, was wir an innerer Freiheit erreichen könnten. Peer Gynts immer wieder hervorbrechender Humor, die jedesmalige Folge des Besinnens seiner Seele auf sich selbst, findet sein symbolisches Gegenstück an Solveigs heiterer Lieblichkeit, besonders in „Solveigs Lied", das auch den leisesten Versuch, sich dem Schmerz hinzugeben, durch eine Art Jodler voll inniger Fröhlichkeit übertönt. „Die größte Luftverdünnung in der Musik", nennt Weininger dieses Lied; wir wissen jetzt, warum es anmutet, als käme es aus überirdischen Sphären. Ebenso wissen wir jetzt, weshalb Solveig die unberührte bleibt. Weil an Peer Gynts Seele, die sie verkörpert, letzterdings nichts „Böses" heranreicht. Je weniger schlaftrunken sie ist, je mehr sie also das „Diesseits" auf seinen Trug durchschaut, desto schneller schlägt ihr Sehnen nach den Phantomen, von dem auch die reinste nicht verschont bleibt, in die Abkehr um, sobald sie ihnen zu nahe tritt: und zwar vollzieht sich dieser Wechsel oft mit einer um so größeren Pein, je mehr sie im Außen ihr eigenes Wesen und damit Frieden zu finden glaubte. „Ingrids Klage" gibt also in Wahrheit nicht das verzehrende Glückverlangen der verlassenen Braut wieder, sondern die Herzensnot unseres Helden selbst, seine qualvolle Enttäuschung, die noch kein Lichtstrahl über die Schwermut hinaus zu beruhigen vermag. Nicht minder tief nachempfunden ver-

deutlicht sich in „Anitras Tanz“ und im „Arabischen Tanz“ Peer Gynts eigener Seelenzustand um die betreffende Zeit; dort (entsprechend den bloß spielerischen Worten Peers zu Anitra) als ein hin- und herspringendes Naschen am nur reizvollen, nur oberflächlich wirkenden Schein, hier wie die Schwüle einer übertriebenen Verlogenheit (des Prophetenschwindels), hinter der schon der reinigende Humor kichert. Deshalb entpuppt sich auch die Anitraszene sehr schnell als ungefährlicher Narrenstreich, aus dem sich Peer sofort wieder zur inneren Freiheit erhebt, um im selben Augenblick als — Bettler dazustehen. Erheblich schlimmer ist es mit seiner Seele während der Trollszene bestellt, in der „Halle des Bergkönigs“, wo sich ihre zeitweilige Verblendung in dem unendlich trägen, förmlich tierischen Behagen ihrer Umwelt widerspiegelt, fast hoffnungslos, wenn dazwischen nicht doch eine jagende Unruhe zur Geltung käme; bis schließlich auch dieser Spuk vor der aufdämmernden Sehnsucht nach dem Reinen in sein Nichts versinkt und der ganzen Herrlichkeit des heranflutenden göttlichen Lichtes weicht, wie das in wundervoller Steigerung durch die „Morgenstimmung“ zum Ausdruck kommt. Anders wieder beim Tod seiner Mutter, bei seinem Abschied von einer Erscheinung, an der ebenfalls, wie nach außen verlegt, die Seele unseres Helden „hängt“, an der also auch eine bestimmte Richtung seines inneren Menschen sich verrät. Wenn wir näher hinsehen, werden wir erkennen, daß Peers jugendliche Art, sein besseres Ich mit allem möglichen Firlefanz zu übertäuben, in der nur zu weltlichen Gesinnung seiner Mutter das leicht verschleierte Gegenspiel findet, so lange, bis er entschlossen mit diesem Teil seines Lebens bricht oder, was dasselbe sagt, Mutter Aase stirbt. Vergebens klammert er sich noch kurz zuvor, in ihrer Todesstunde, an das Märchen, an die Selbstbelügung;

zutiefst ahnt er bereits das Falsche des bisherigen Weges, und nur schwachherziges Mitleid mit sich selbst (denn jedes Mitleid erstreckt sich auf den, der es empfindet) hält ihn davon ab, seinem anderen Ich die Augen über die Wahrheit zu öffnen. Deshalb ringt sich in Griegs „Ases Tod" noch keine rechte Erlösung durch, nur immer wieder ein Ansatz dazu — die ungeheuere Traurigkeit bewußter Schwäche. Nun begreift man die erschütternde Stelle der Dichtung, wo der alte Peer Gynt, vor der Zwiebel in die Betrachtung seiner Vergangenheit verloren, plötzlich den schrillen Vorwurf seiner Mutter über die Täuschung jener Todesfahrt zu hören vermeint: nah der eigenen, der wahren Erlösung, fühlt er nachträglich aus der damaligen Reuelosigkeit seiner Mutter die eigene Schuld heraus, wiewohl schon unter heimlichem Mißtrauen gegen deren Schwere. Erst in seinem letzten Augenblick, in der letzten Sekunde seiner irdischen Wanderschaft, wo sich ihm der Grundirrtum seines Lebens zu einem welterhabenen Schmerz verdichtet, angesichts der höchsten, in Solveig endlich wiedergefundenen Wahrheit löst sich auch noch der Rest seines Wahns; mit dem Munde Solveigs singt seine Seele sich ein, hinein in den göttlichen Frieden.

Das Judentum
in und außer uns

Das Judentum in und außer uns[23]

Erster Abschnitt

„Paulus aber sah den Rath an und sprach: Ihr Männer, liebe Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott bis auf diesen Tag. — Der Hohepriester aber, Ananias, befahl denen, die um ihn standen, daß sie ihn aufs Maul schlügen. — Da sprach Paulus zu ihm: Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand! Sitzest du und richtest mich nach dem Gesetz, und heißest mich schlagen wider das Gesetz? — Die aber umher standen, sprachen: Schiltst du den Hohenpriester Gottes? — Und Paulus sprach: Liebe Brüder, ich wußte es nicht, daß es der Hohepriester ist. Denn es stehet geschrieben: Dem Obersten deines Volkes sollst du nicht fluchen. — Als aber Paulus wußte, daß ein Theil Sadducäer war, und der andere Theil Pharisäer, rief er im Rath: Ihr Männer, liebe Brüder, ich bin ein Pharisäer, und eines Pharisäers Sohn; ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferstehung willen der Todten. — Da er aber das sagte, ward ein Aufruhr unter den Pharisäern und Sadducäern, und die Menge zerspaltete sich. — Denn die Sadducäer sagen, es sey keine Auferstehung, noch Engel, noch Geist; die Pharisäer aber bekennen beides. — Es ward aber ein großes Geschrei. Und die Schriftgelehrten, der Pharisäer Theil, standen auf, stritten und sprachen: Wir finden nichts Arges an diesem Menschen; hat aber ein Geist oder ein Engel mit ihm geredet, so können wir mit Gott nicht streiten. — Da aber der Aufruhr groß ward, besorgte der oberste Hauptmann, sie möchten Paulus zerreißen, und hieß das Kriegsvolk hinab gehen, um ihn

von ihnen zu reißen, und in das Lager führen. — Des andern Tages aber in der Nacht stand der Herr bei ihm, und sprach: Sey getrost, Paulus; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen. — Da es aber Tag ward, schlugen sich etliche Juden zusammen, und verbanneten sich, weder zu essen noch zu trinken, bis daß sie Paulus getödtet hätten. — Ihrer aber waren mehr denn vierzig, die solchen Bund machten. — Die traten zu den Hohenpriestern und Aeltesten, und sprachen: Wir haben uns hart verbannet, nichts anzubeißen, bis wir Paulus getödtet haben. — So thut nun kund dem Oberhauptmann und dem Rath, daß er ihn morgen zu euch führe, als wolltet ihr ihn besser verhören; wir aber sind bereit ihn zu tödten, ehe denn er vor euch kommt."

So erzählt das 23. Kapitel der Apostelgeschichte. Wir erfahren da noch, daß die „Hohenpriester und Ältesten" tatsächlich auf den meuchlerischen Plan eingingen. „Pauli Schwester Sohn", der „den Anschlag hörete", berichtet dem römischen Oberhauptmann: „Die Juden sind eins geworden, dich zu bitten, daß du morgen Paulus vor den Rath bringen lassest, als wollten sie ihn besser verhören." Demzufolge müssen auch die Pharisäer der herrschenden Meinung nachgegeben und das Komplott gutgeheißen haben, und zwar, wie schon ihre mattherzige Verteidigung des Paulus erraten läßt, ohne viel Gewissensbisse.

Kurz entschlossen läßt der Römer den bedrohten Apostel durch zwei Unterhauptleute zum Kaiserlichen Landpfleger Felix nach Cäsarea bringen, unter den größten Vorsichtsmaßregeln. „Rüstet zwei hundert Kriegsknechte, daß sie gegen Cäsarea ziehen, und siebenzig Reiter und zwei hundert Schützen auf die dritte Stunde der Nacht." Er ist also ohne weiteres davon überzeugt, daß die gesamte Juden-

schaft oder wenigstens ihr größter Teil dem Paulus ans Leben will. Unzweifelhaft kennt er auch den Grund ihrer mörderischen Erbitterung und hält ihn für stichhaltig genug, um die möglichste Vorsicht walten zu lassen.

Man überlege: Paulus wird vor dem Hohen Rat seines Volkes angeklagt, weil er an die Auferstehung der Toten glaubt. Er selbst sagt es, mehr denn einmal. Aber die anderen Pharisäer glauben ebenfalls daran und werden nicht angeklagt. Schon hier wird es klar, daß sich die Art seines Glaubens wesentlich von der seiner vermeintlichen Gesinnungsgenossen unterschied. Hinter Paulus stand der Schatten Christi, mehr brauche ich wohl nicht zu sagen. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr kommet nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr nicht hinein gehen." Wir wissen, wie oft Christus sich derartig erbost gerade gegen die Pharisäer wendet. „Ihr Heuchler!" Es ist sehr bezeichnend, daß er bei seinen Verdammungsurteilen immer nur sie mit Namen nennt, nie die Sadducäer, trotzdem diese doch im Hauptpunkt seiner Lehre, im Unsterblichkeitsgedanken, seine offenkundigen Gegner sind, während jene ihm darin beizupflichten scheinen. Christus kennt eben seine Leute; er weiß, daß die Pharisäer, wenn sie von Geist, Engeln u. dgl. reden, durchaus nicht den „Geist", das Himmelreich im Menschen, das er selbst meint, verstehen, sondern eine recht weltliche Vorstellung damit verbinden, ungefähr als wäre das Jenseits nur die lustvollere Fortsetzung des Diesseits. Daß die Körperwelt durchaus nicht das wichtigste oder gar einzige ist, was es gibt, daß vielmehr hoch über allem, und zwar von Ewigkeit zu Ewigkeit, das Seelische thront, als das allein Wertvolle, allein Unvergängliche — davon haben weder die Pharisäer noch überhaupt die Juden den leisesten Schimmer. Und so ist

auch ihr Glaube an die Auferstehung, wenn er sich ja einmal hervorgewagt, nur eine andere Form ihrer rein irdisch gerichteten Gefühlsweise, ein Afterglaube, eine bloße Gaukelei, hinter der sich die Herzenshärtigkeit mit Händen greifen läßt. „Ihr Heuchler!" Wie geistlos die Pharisäer über das Dasein hinausschielen, wie sie nicht das geringste Verständnis für das bloß Bildhafte der Heilandsworte besitzen, wie buchstäblich sie sich das Erhabenste zurechtdeuten, offenbart sich am besten da, wo die Sadducäer, „die da halten, es sei keine Auferstehung", sich höhnisch der platten Unsterblichkeitsidee ihrer politischen Gegner bedienen, um Christus damit in die Enge zu treiben, Ev. Marci, 12. Capitel. Sieben Brüder seien nacheinander gestorben und hätten nacheinander alle dasselbe Weib gehabt. „Nun in der Auferstehung, wenn sie auferstehen, wessen Weib wird sie sein unter ihnen?" Daß hier die Sadducäer den ihnen zunächstliegenden Gedankengang der Pharisäer ausspielen, unterliegt wohl keiner Frage; sie selbst leugnen ja die ewige Fortdauer. Vielleicht versteht man jetzt, warum Christus mit seinem Zorn die Pharisäer stets besonders bedenkt: ihr verkappter Materialismus widert ihn mehr an, als der unverlarvte der Sadducäer.

Es ist also kein Wunder, daß zuletzt auch die Pharisäer den Anschlag gegen Paulus billigten; denn was dieser im Auge hatte, lag ihnen ebensowenig wie den Sadducäern, ja, mußte ihnen sogar in gleicher Weise verhaßt sein. Ein fürchterlicher Haß, man übersehe das ja nicht. Was die Juden alles anstellen, um Paulus zu vernichten, spottet jeder Beschreibung. Daß die Rädelsführer weder essen noch trinken wollen, „bis daß sie Paulus getötet hätten", wissen wir bereits. Der Hohepriester Ananias, der gleiche, dessen unbezähmbare Wut zu Anfang die Maulschelle hervorrief, reist ihm mit den Ältesten und dem Redner Tertullus, an-

scheinend einem christlichen Renegaten, zum Landpfleger nach. „Wir haben diesen Mann gefunden schädlich und der Aufruhr erreget allen Juden auf dem ganzen Erdboden, und einem Vornehmen der Sekte der Nazarener." Allen Juden auf dem ganzen Erdboden! Durch seinen Glauben an die Auferstehung der Toten! Durch nichts anderes! Denn was sie sonst noch vorbringen, ist offensichtliche Finte, zur Bekräftigung der eigentlichen Klage, und wird von Paulus mühelos widerlegt. Nach Jerusalem zurückgebracht, vor dem König Agrippa, ruft er verzweifelt aus: „*Warum wird das für unglaublich bei euch gerichtet, daß Gott Tote auferweckt?*"

Und nun kommt etwas Seltsames. Paulus beruft sich da mit seinem Auferstehungsglauben auf die „Verheißung, so geschehen ist von Gott zu unsern Vätern, zu welcher hoffen die zwölf Geschlechter der Unsern zu kommen mit Gottesdienst Tag und Nacht emsiglich." Im nämlichen Atemzug aber wirft er den Juden vor, daß sie nicht an die Auferweckung der Toten glaubten. Danach muß jene Verheißung völlig außer Kurs geraten sein. Auch Christus selbst erinnert einmal an sie: „Aber von den Todten, daß sie auferstehen werden, habt ihr nicht gelesen im Buch Moses, bei dem Busch, wie Gott zu ihm sagte, und sprach: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs? — Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott." Für Christus ist die Schlußfolgerung des letzten Satzes selbstverständlich, für die Juden aber keineswegs, wie ihr ganzes Verhalten zeigt. Im Buch Moses spricht Jehovah nur: „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs." Daraus allein läßt sich mit dem besten Willen nicht jene Verheißung ableiten. *Es sieht fast so aus, als wäre da etwas im Laufe der Zeit abhanden gekommen.*

Diesem Verdacht gibt schon Schopenhauer Raum. Parerga 1. 13. schreibt er:

„Die eigentliche Judenreligion, wie sie in der Genesis und allen historischen Büchern, bis zum Ende der Chronika, dargestellt und gelehrt wird, ist die roheste aller Religionen, weil sie die einzige ist, die durchaus keine Unsterblichkeitslehre, noch irgend eine Spur davon hat. Jeder König und jeder Held, oder Prophet, wird, wenn er stirbt, bei seinen Vätern begraben, und damit ist alles aus; keine Spur von irgend einem Daseyn nach dem Tode; ja, wie absichtlich, scheint jeder Gedanke dieser Art beseitigt zu seyn."

Jeder Gedanke an die Unsterblichkeit wie absichtlich beseitigt! Sollte es tatsächlich wahr sein, was Houston Stewart Chamberlain (der wohl deshalb so gehässig befehdete) mit großem Spürsinn nachzuweisen sucht, daß zwischen den ursprünglichen Israeliten und den Juden ein himmelweiter Unterschied zu machen ist? Daß die Ansätze zu einer wahren Religion, die sich bei jenen fanden, samt ihrer übrigen Wesenheit von dem „rasenden Gottesglauben", welcher diesen jedes Gefühl für die eigene, die ewige Seele verwehrte, im Laufe der Zeiten spurlos verschlungen wurden? Und daß das zuletzt planvoll vor sich ging, von der jüdischen Priesterklasse bewußt so geleitet? Wahrlich, dann verstünde man, warum in Jerusalem die Mahnungen der Propheten zur inneren Umkehr so gern mit der — Steinigung belohnt wurden. Die Propheten wären eben dann der heroische Ausdruck des noch übrig gebliebenen alten Israeliten-Geistes gewesen, während das Volk ihren Mörder, den bereits siegreichen Juden-Geist, den triumphierenden Geist der Wüste, verkörpert hätte. Und auch das gellende „Kreuzige! Kreuzige!" der Hohenpriester gegen die aus dem

verachteten „Heidengau“ (so und nicht anders übersetzt sich „Galiläa“) emporgewachsene, überirdische Erscheinung des Heilands verstünde man. Und noch vieles, vieles mehr.

„Ihr sollt alle Völker fressen.“ Der Tod Christi war der Schlußstein der Vernichtung desjenigen Volkes, mit dem die Juden nach ihrem Einfall in eine menschlichere Welt wohl zuerst in Berührung gekommen waren. Damals begann's, aus dem Nichts, dem „ewig Leeren“ der Wüste heraus. Und ging so fort bis zum heutigen Tag.

Auch das römische Reich bekam durch das Judentum den Todesstoß. Vor vielen Jahren hörte ich einmal in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers“ dessen damaligen Schlußdienstleiter, einen früheren Rabbiner, laut frohlocken: „Das bringt nur ein Jude fertig, sich wie Paulus frech auf das Forum zu stellen, mitten unter das Volk, dessen Weltmacht seiner Lehre zum Opfer fallen mußte!“ Mit was ein Reich zerstört wird, ob, wie das alte Rom, mittelst des Christentums oder, wie der deutsche Staat, mittels des Bolschewismus, darauf kommt es dem Juden zunächst nicht an; jedes Werkzeug, und wenn es ihm an sich zuwiderer wäre, denn die Pest, ist ihm dazu recht, so lange, bis es seine Schuldigkeit getan hat. Dann allerdings beeilt er sich, auch den verhaßten „Mohren“ nachzuschicken. So manches Rätsel unserer Tage erklärt sich, glaub ich, jetzt von selbst. Desgleichen sehen wir, daß unsere Juden von der rein-christlichen Gesinnung des Paulus nichts weniger als überzeugt sind, sondern geheime, ihrem Volk dienlich gewesene Zwecke dahinter wittern. Auch mir scheint Paulus niemals ganz vom Judentum losgekommen zu sein; ja, ich empfinde gerade ihn als den Hauptverknöcherer des Christentums, als denjenigen, dem wir, um mit Goethe zu reden, „die engherzigen, schreckenvollen Begriffe“ darin verdanken, wenn auch nicht unmittelbar. Schon daß er sich in der

eingangs geschilderten kritischen Lage dem obersten Hauptmann als römischen Bürger kundtun ließ, um sich schleunigst Schutz zu sichern, macht mir seine innere Wandlung stark verdächtig. Es ist eben ein echt jüdischer Zug, sich für einen wunder wie überzeugten fremdvölkischen Staatsbürger auszugeben, sobald sich davon etwas Vorteilhaftes erwarten läßt.

Wo man also hinsieht, die nämliche Geschichte. Kein Wunder, daß anno 1832 der Jude Baruch, genannt Börne, wie von einem Alp erlöst aufjubelte: er sah — unglaublich, aber wahr — den Augenblick der „Befreiung Deutschlands" (lies vom deutschen Wesen) mit der Todesstunde — Goethes in eins zusammenfallen! Das Schlimmste freilich ist, daß er recht hatte. Kaum war unsres größten Seelsorgers sterblich Teil bestattet, brach über uns die ganze Springflut der jüdischen „Aufklärung" herein, mit der ungeheuren Lügenwelle Heine an der Spitze. Und schon damals verloren wir den jetzigen Weltkrieg. Die einzige Kraft, die uns in dem Verzweiflungskampf mit den Riesen der Drachensaat bis zuletzt geholfen hätte, unsere christliche Wesenheit, schon damals fing sie an, zu zerstieben. „Sie wissen, wie ich das Christentum achte", sagte der zur Heimkehr bereite Goethe, „oder Sie wissen es vielleicht auch nicht. Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob Ihr mich gleich für einen Heiden haltet!" Kein anderer als Heine hatte auf ihn das Falschmünzerwort vom „großen Heiden" geprägt, und die Unzahl der inzwischen gründlich „Aufgeklärten" sprach es ihm mit frömmelnder Gebärde nach.

Daß Schopenhauer ausdrücklich von der eigentlichen Judenreligion redet, also stillschweigend noch eine uneigentliche voraussetzt, zeigt deutlich genug, wie absichtlich er zwischen dem, was in den Überlieferungen den Juden gehört, und dem, was darin von woandersher als ein ihnen wesensfremder Bestandteil mitgeschleppt wird, die Grenze zieht. Deshalb unterstreicht er auch „Judenreligion": sie ist ihm eine Sache für sich und hat mit jenen Überbleibseln nichts gemein. Zur ausführlichen Behandlung des ganzen Themas kam er leider nicht; er widmet ihm fast nur Fußnoten. Nichtsdestoweniger legt er doch auf einzelne besondere Merkmale den Finger: „Im zweiten Buch der Makkabäer c. 7 tritt die Unsterblichkeitslehre deutlich auf: Babylonischen Ursprungs". Oder: „Sollte die sonst unerklärliche Gnade, welche (nach Esra) Kyros und Darius den Juden erzeigen und deren Tempel wiederherstellen lassen, vielleicht darauf beruhen, daß die Juden, welche bis dahin den Baal, die Astarte, den Moloch usw. angebetet hatten, in Babylon, nach dem Siege der Perser, den Zoroaster-Glauben angenommen haben, und nun dem Ormuzd unter dem Namen Jehovah dienten." Das Buch Esra gibt übrigens dem Philosophen Gelegenheit, sich über den jüdischen Charakter bitter auszulassen. Er meint, man lerne dort das Judentum von seiner „schändlichsten Seite" kennen: „Hier handelt das auserwählte Volk nach dem empörenden und ruchlosen Vorbilde seines Stammvaters Abraham; wie dieser die Hagar mit dem Ismael fortjagte, so werden die Weiber, nebst ihren Kindern, welche Juden während der Babylonischen Gefangenschaft geheiratet hatten, weggejagt; weil sie nicht von der Rasse Mauschel sind. Etwas Nichtswürdigeres läßt sich kaum denken."

Auf alle diese kritischen Untersuchungen kommt es übrigens, was ich hiermit scharf betonen möchte, für unsere Zwecke gar nicht an, nur darauf, ob die Judenreligion den Unsterblichkeitsgedanken enthält oder nicht. Schopenhauers fast sprichwörtlich gewordene Forscherredlichkeit sagt kategorisch nein, geradezu unermüdlich.

> „Überhaupt besteht das eigentlich Wesentliche einer Religion als solcher in der Überzeugung, die sie uns gibt, daß unser eigentliches Daseyn nicht auf unser Leben beschränkt, sondern unendlich ist. Solches nun leistet diese erbärmliche Judenreligion durchaus nicht, ja, unternimmt es nicht." (Parerga I. 13.)

> „Daß dasselbe (das Judentum) die Grundlage der in Europa herrschenden Religion geworden ist, ist höchst beklagenswerth. Denn es ist eine Religion ohne alle metaphysische Tendenz." (Ebenda.)

> „Auch ersehen wir aus den angeführten beiden römischen Klassikern (Tacitus und Justinus), wie sehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabscheut und verachtet gewesen sind: zum Theil mag dies daher stammen, daß sie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menschen kein Daseyn über dieses Leben hinaus zuschrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menschheit, — aber große Meister im Lügen. (Parerga II. 174.)

Nochmals: Schopenhauers Grundzug war anerkanntermaßen die Gewissenhaftigkeit; ohne sie wäre ihm ja auch nicht der immergrüne Lorbeer zuteil geworden. Wir dürfen daher überzeugt sein, daß er sich über die jüdische Religion genau unterrichtet hatte, als er sie in den Kreis seiner Betrachtung zog. Überdies brauchen wir uns nur das Erlebnis des Paulus vor dem Synedrium vergegenwärtigen, und

auch der leiseste Zweifel ist beseitigt. Ein Freund schreibt mir zwar soeben (Heft 2 v. „Agd.") die Apostelgeschichte sei nur mit Vorsicht zu genießen, mache z. B. — ich kann das augenblicklich nicht nachprüfen — Paulus zum Sohn eines römischen Bürgers (als ob nicht schon der alte Paulus sich hätte „naturalisiert" haben können und doch Roms Feind gewesen sein!) u. dgl. mehr; aber wenn es wirklich so mit der Apostelgeschichte stünde, hätten meines Erachtens *sämtliche* Überlieferungen keinen Wert. Meinetwegen haben sie auch keinen; es kommt ja auch gar nicht so sehr auf *sie* an, als vielmehr auf den *Geist*, der uns aus den *heutigen* Juden handgreiflich genug entgegenspringt. In *ihm* haben wir das Mittel, um uns in den jüdischen Geist der ältesten Zeit, und zwar in der Hauptsache unfehlbar zurückzuversetzen; *denn der Durchschnittscharakter einer Nation ändert sich ebensowenig, wie der des einzelnen Menschen.* Was mein Freund noch schreibt, über Paulus selbst, daß dieser unbedingt überzeugter Christ geworden sein müsse, da er sonst nicht für das Christentum die ärgsten Martern erduldet hätte, das bestreite ich ebenfalls, indem ich zunächst nur auf die Paulinische Lehre von Christi Auferstehung hinweise. Kein anderer als Paulus hat den Gedanken, daß Christus am dritten Tag in aller *Körperlichkeit*, also mit Haut und Haar auferstanden sei, in das ursprüngliche Christentum eingeschleppt! Sein jüdischer Schädel hatte eben niemals die *Symbolik* des Erlösers begriffen, niemals begriffen, daß von diesem unter jener Auferstehung die endgültige Befreiung der *Seele* von der Zeitlichkeit, demzufolge auch vom „Fleisch" gemeint gewesen war — ein Grundirrtum, aus dem sich dann allmählich die ganze spätere Verweltlichung der Evangelien, ihr ganzer *Buchstabengeist* ergab. Nein, Paulus ist nie völlig vom

Judentum losgekommen, und als er für das Christentum litt, litt er zuletzt doch für sein Judentum, für dessen Buchstabengeist, den er aber ganz instinktiv mit dem nötigen Quantum echt-christlicher Ideen durchsetzt hatte, um damit das Römerreich, den übermächtigen Rivalen seines Volkes um die Weltherrschaft, aus dem Sattel zu heben. Die jüdischen Plänkler hierzulande befolgen doch die gleiche Praxis, nur in umgekehrter Richtung! Sie reden (siehe Rathenau) von der „Seele" so selbstverständlich, als hätten sie die „metaphysische Tendenz" schon mit der Muttermilch, wo nicht gar schon, natürlich nur indirekt, mit der Großmutter- und Urgroßmuttermilch eingesogen, und manche mögen auch darunter sein, denen es fast so scheint, als ob es damit seine Richtigkeit habe; aber im Grunde ist es eben nur Schein und beruht besten Falles auf Einbildung. Gerade aber die Vermanschung des christlichen Ideals mit dem jüdischen Materialismus schädigt, und zwar ganz allein, das Christentum; wie ein Tropfen Tinte genügt, um das hellste Wasser zu färben. Wäre es nur der einzige Tropfen! Aber es ist eine ganz gehörige Portion, unglaublich viel Judentum, das uns seit Paulus immer wieder in unser christliches Wesen hineinpraktiziert wird. Anno dazumal mußte Rom daran glauben, und jetzt sind wir so weit. Vielen Deutschen fehlt zum echten Juden fast nur mehr die Beschneidung; Arm in Arm mit den Hebräern fordern unsere zahllosen Nau- und Laumänner skrupellos das christliche Jahrhundert in die Schranken. Aber das „Quos ego!" wird sie ja wohl bald eines Besseren belehren, diese geistigen Hämlinge.

Also, um wieder auf die Hauptlinie zurückzukehren: Schopenhauer stellt das vollständige Fehlen des Unsterblichkeitsgedankens im entscheidenden Kern der Judenreligion nachdrücklich fest. Wir werden sehen, daß die Meisterschaft im Lügen, die er dafür den Juden zuerkennt,

aus gar nichts anderem entspringt, als gerade aus dem totalen Mangel an Gefühl für das Überirdische, aus gar nichts anderem. Umsonst heißt nicht der „Fürst dieser Welt“ der „Vater aller Lügen“. Man vergesse Schopenhauers Zusatz nie, ich wiederhole es, nie, auch nicht einen Augenblick, sobald man einen Juden, ganz gleich welchen, bloß von der Ferne erschaut, und richte sich im Gespräch mit ihm unbesehens danach! Sonst ist man im Handumdrehen, ja, schon beim ersten Blick eingewickelt. Lügen tun wir andern ja auch so und so oft, aber — stümperhaft.

Weil ich die Verdrehungskunst der Juden aus dem ff. kenne, lasse ich es hier nicht bei Schopenhauer bewenden. Ich bringe ihnen als Zeugen sogar einen Mann, den sie selbst immer zu einem förmlichen Musterbild ehrlichster Humanität erhoben, d. h. wenn es ihnen so in den Kram paßte. Ich bringe ihnen ihren Liebling Voltaire. Freilich, daß dieser die Juden nicht schmecken konnte — z. B. herrschte er einmal in einem Brief den Hebräer Pinto, der ihn wegen seiner Angriffe auf die Judenheit hatte „herumreden“ wollen, mit einem kategorischen „Zurück, Jude! Bleib', was du bist!“ in den Winkel und unterschrieb sich deutlich genug mit „Voltaire chrétien“, Voltaire der Christ! — davon freilich verlautete ihre Liebe zu ihm nie ein Wort, was ihnen am Ende auch nicht verdacht werden kann. In Voltaires Anmerkungen zu Pascals „Gedanken“ heißt es:

„Es handelt sich hier nicht mehr um die Erhabenheit und Heiligkeit der christlichen Religion, sondern um die Unsterblichkeit der Seele, die die Grundlage aller bekannten Religionen außer der jüdischen ist; ich sage außer der jüdischen, weil dieser Glaubenssatz an keiner Stelle des Pentateuchs, der Urkunde des jüdischen Gesetzes, ausgesprochen ist; weil kein jüdi-

scher Autor darin eine Stelle hat finden können, welche diesen Glaubenssatz andeutete; weil es zur Anerkennung der Existenz dieser so wichtigen und grundlegenden Lehre nicht genügt, sie vorauszusetzen, sie in einige Worte, deren natürlichen Sinn man zwingt, hineinzulegen: sie muß vielmehr auf die positivste und klarste Weise ausgesprochen sein."

Hier wird es noch augenfälliger dargetan, auf was es einzig und allein ankommt: auf die Unsterblichkeit der Seele, überhaupt nur auf die Seele; denn wer bewußt Seele sagt, der rechnet eo ipso mit ihrer Unsterblichkeit. Eins ohne das andere ist eben nicht denkbar; das Unsterbliche ist die Seele, und die Seele ist das Unsterbliche. Außer der Seele gibt es aber nichts Unsterbliches, sie ist das allein Göttliche, innerhalb der Zeitlichkeit mit sich uneins, nachher jedoch der „einige" Gott. Gott ist Mensch geworden, d. h. nirgendswoanders steckt er, als im Menschen, aber wie zerteilt: in den weltlichen und in den himmlischen Geist. Oder wie Kant sich ausdrückt: in den empirischen und in den intelligiblen Charakter (Selbstsucht und Liebe). Der „himmlische" Teil, der dem Juden, als ob er in ihm schliefe, durchaus fremd ist, der „Gott, der mir im Busen wohnet", bleibt bei aller Unrast des anderen Teils „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht"; was ich aber jetzt noch nicht ausführen will, sondern nur vorwegnehme, um daran anschließen und dann zeigen zu können, daß wir Deutsche schon vor vielen Jahrhunderten Gott und Seele als eins empfunden haben. In der berühmten, erst von Luther wieder ans Licht gezogenen „Theologia deutsch" heißt es: „Denn das wird erkannt in der Wahrheit, daß der innere Mensch stehen soll unbeweglich und der äußere Mensch soll und muß bewegt werden; und hat der innere Mensch in seiner Beweglichkeit ein Warum, das ist

nichts anderes, denn ein Muß und Sollsein, geordnet von dem ewigen Willen. Und wo Gott selbst der Mensch wäre oder ist, da ist ihm also." Oder ist!! Man sieht hier deutlich, daß der (unbekannte) Verfasser der Theologia gar nicht daran zweifelt, daß Gott selbst der Mensch ist; sein „wäre" dient nur dazu, dem buchstäblichen Kirchenglauben an einen Gott Vater im Himmel auszuweichen. Wer übrigens in Kant zu Hause ist, wird staunen, schon damals dessen Imperativ „Du kannst, denn du sollst" (d. h. du kannst das Gute tun, sonst würde dir die innere Stimme nicht zurufen, daß du es tun sollst) fast wortwörtlich ausgesprochen zu finden. Mit Schopenhauer darf man hier nicht kommen. Er lehnt die Seele ab, aber nicht, weil er sie leugnet, sondern weil er absichtlich nicht über die Erscheinungswelt hinausgeht und deshalb nur das „Beweisbare" behandelt. Die Seele aber, aus demselben Grund für Kant „Das Ding an sich", ist nicht zu beweisen; warum, werden wir ebenfalls sehen. Nur fühlen kann sie sich; das aber ist der jüdischen Seele unmöglich, weil diese wie tot ist, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden.

Verstanden, d. h. mit dem bloßen Verstand erfaßt hat das der Jude Otto Weininger, den ich hier als dritten und wohl wichtigsten, wenn auch nicht gewichtigsten Zeugen vorführe. Weininger ist vielleicht der einzige Jude, dem so etwas wie ein leises Gefühl für die Seele aufging, aber schon das genügte, um ihn an dem furchtbaren Gegensatz zwischen dem von ihm geahnten göttlichen Lichtschimmer und der Nacht seines Judentums zerbrechen zu lassen. Mit 27 Jahren erschoß er sich. Das ihm als Juden Unerreichbare hatte zu grell den entsetzlichen Mangel des jüdischen Charakters beleuchtet, dessen Mangel an seelischem Empfinden. In seinem unerhört „logischen" Buch,

einer erstaunlichen Ausbeute der vielseitigsten Kenntnisse, „Geschlecht und Charakter" genannt (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 15. Auflage), schreibt er in einem eigenen umfangreichen Kapitel über „Das Judentum", unter Hervorhebung des ganzen Satzes durch gesperrten Druck:

„So kann es denn gar nicht anders sein, als daß dem Alten Testamente der Unsterblichkeitsglaube fehlt. Wer keine Seele hat, wie sollte der nach ihrer Unsterblichkeit ein Bedürfnis haben?"

Und wie in sein Schicksal ergeben, setzte er hinzu: „Anima naturaliter christiana" — so sagt Tertullian." Die Seele ist naturgemäß christlich.

Dritter Abschnitt

Es ist nun wohl ohne weiteres klar, daß ein Volk, welches unter völliger Verleugnung des Weiterlebens nach dem Tode aufwächst, all sein Dichten und Trachten ausschließlich auf die gegebene Welt, auf das irdische Dasein beschränken muß; es hat ja keine andere Wahl. Dermaßen weltlich gerichtet kann aber ein Volk nur dann aufwachsen, wenn ihm sozusagen schon von Haus aus das Bedürfnis nach der Unsterblichkeit gänzlich fehlt, was wiederum nur möglich ist, wenn in seinem Grundcharakter auch nicht die Spur von Empfinden für das Ewige im Menschen liegt. Wo sich, und sei es auch noch so gering, Seele regt, tritt notwendigerweise auch das Gefühl für das Unsterbliche auf. Beim Einzelnen braucht dies durchaus nicht immer bis ins Gehirn zu dringen; ja, so manchen gibt es, dessen Verstand nichts davon wissen will, oft so wenig, daß er bei jeder Gelegenheit dawider eifert; während aber seine selbst-

losen Handlungen deutlich offenbaren, daß er in sich Seele und damit sein Ewiges spürt. Einem solchen Bramarbas müßte man zurufen:

Freundchen, du erlaubst:
So sprechen viele, um sich hochzuschrauben.
Erwiesen wäre nicht, daß du nichts glaubst,
Nur daß du glaubst, verstanden, nichts zu glauben.

Allzu groß scheint mir freilich in einem solchen Menschen die seelische Kraft nicht zu wirken; die Hauptsache bleibt aber doch, daß sie sich wenigstens im Unterbewußtsein regt, von wo aus ja alle Handlungen das Gepräge erhalten. Die **Tat** ist der Seele Niederschlag, die gute das Merkmal ihrer Erhebung, die schlechte das ihrer Versunkenheit — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"! Nun gehört zwar auch das **Reden** zur Tat; das aus der Tiefe strömende, also seelenvolle zur guten, die leere Wortklauberei und gar der ebenso verlogene wie haßerfüllte Phrasenschwulst zur schlechten; aber ein **zuverlässiger** Gradmesser für den **Kern** eines Menschen ist weder das eine noch das andere, weil nirgends der Schein so leicht trügt wie hier. Daher sagt man auch, Reden und Handeln sei zweierlei. Nichtsdestoweniger muß selbst die **eigentliche** Tat vorsichtig betrachtet werden, zumal wenn sie im guten oder bösen Sinn **vereinzelt** auftritt. Der größte Schurke kann hie und da etwas Gutes tun und der beste Mensch einmal eine schlechte Handlung begehen. Demnach läßt sich nicht aus **jeder** Tat auf den **Grundcharakter** des Täters schließen, sondern nur auf seinen jeweiligen Seelenzustand, und auch das nicht immer; weil z. B. ein Erzhalunke, wie nur zu häufig die Erfahrung lehrt, durchaus nicht davor zurückschreckt, eine an sich rechtschaffene Handlung zu vollbringen, bloß um damit von seinen Niederträchtigkeiten abzulenken. Die vielgerühmte Korrektheit gewisser Ge-

schäftsleute ist oft von dieser Art. Zur Beurteilung eines Menschen kommt es also auf den Durchschnitt seiner Taten an. Dies gilt natürlich um so stärker bei ganzen Völkern, weil nur der Einzelne vorübergehend ein irriges Bild von den Beweggründen seiner Handlungen liefern kann, nicht aber eine Volksgemeinschaft, die zudem seit Jahrhunderten der Beobachtung unterliegt.

Es gibt keine Tat der jüdischen Nation, die sie mehr kennzeichnete als die Schaffung ihres Jehovah. Daran ist jeder Jude beteiligt, nicht bloß der des alten Palästina, sondern alle sind es bis zum heutigen Tage. Kein Gott, der sich erhielte, wenn er nicht immer wieder neu gesetzt würde. Man glaube nur ja nicht an die sogenannte Freigeisterei irgendeines Juden; denn es ist unmöglich, daß auch nur ein einziger im tiefsten Innern dem Jehovah untreu werde. Keiner kann das, weil der Gott der Juden nichts anderes ist, als die Projektion ihres ureigensten Wesens. „Wie der Mensch, so ist sein Gott," sagt Goethe, und das stimmt aufs Haar, auf noch weniger als ein Haar!

Wäre dem anders, so wäre der merkwürdige Widerspruch, der darin liegt, daß die Juden zwar an Jehovah, aber nicht an ihre Unsterblichkeit glauben, schlechterdings unerklärlich. Was soll mir denn ein Gott, wenn ich nie zu ihm gelangen kann? Fürchten werde ich ihn wohl müssen, weil er, solange das kurze Dasein währt, die Macht über mich hat; aber ihn zu lieben, fehlt mir die Veranlassung, dafür ist die Kluft denn doch zu groß. Tatsächlich vermag der Jehovah, eben weil keine Fortdauer nach dem Tod in Frage kommt, seinen Juden nicht über ihr Erdenleben hinauszudrohen, tut es auch nie; nur ihre Nachkommen kann er für die Sünden der Väter büßen lassen, „bis ins vierte Glied". Und ebenso tatsächlich betrachten sie ihn allermeist mit keinem anderen

Gefühl als dem der gräßlichsten Furcht. Dies scheint nun zwar etwas seltsam, wenn man bedenkt, daß er ja im Grunde nichts anderes ist als die Projektion ihres eigenen Charakters; wir werden aber sehen, daß die hemmungslose Weltbejahung, die diesem zugrunde liegt, auch für denjenigen, der ihr huldigt, und gerade für ihn, eine starke Quelle des Grauens ist.

Wie genau sich der Jehovah mit dem Wesenskern der Juden deckt, erkennen wir an der völligen Übereinstimmung ihrer hervorstechendsten Charaktereigenschaften mit den seinigen. Er ist eifersüchtig auf alles, was seine Stellung gefährdet; auch sie rümpfen die Nase über jeden Versuch, es ihnen gleichzutun. Er strotzt von Rachsucht; ihnen fehlt's daran ebenfalls nicht. Er läßt nur das Judenvolk gelten; für sie kommt wahrlich auch kein anderes in Betracht. Skrupellos beraubt er die übrigen Völker um die Frucht ihres Schweißes; sie tun das nicht minder gern. Oft beschimpft er auch, freilich unter Vorbehalt, sein eigenes Volk; das gleiche trifft auch bei ihnen zu. Wie der kleinlichste Silbenstecher geht er aufs Buchstäbliche; auch sie treten einem damit, um ein Wort Shakespeares zu gebrauchen, die Fersen ab. Er ist der unumschränkte Gebieter auf Erden, und danach steht auch ihnen der Sinn.

„Wie der Mensch, so ist sein Gott." Ist es noch keinem aufgefallen, wie wenig Ehrfurcht schon die Juden der Patriarchenzeit so und so oft vor ihrem Jehovah, wenn er guter Laune zu sein scheint, an den Tag legen, wie zudringlich sie dann zu ihm sind, wie sie sogar, z. B. Abraham um Sodom, mit ihm feilschen, als ging's um einen Kuhhandel unter ihresgleichen? Man sehe sich nur einmal die Stelle an, wo Sara hinter der Türe frech den „Herrn" verlacht, obwohl sie doch weiß, daß er es ist (1. Mose 18).

Ein solcher unglaublicher Mangel an Ehrfurcht vor dem Jehovah offenbart zur Genüge die völlige Unfähigkeit der

jüdischen Seele, ihre eigene Göttlichkeit auch nur zu ahnen, geschweige denn weihevoll zu empfinden; und so ist es kein Wunder, daß der Jude vor nichts Ehrfurcht hat, denn ihm fehlt die Ehrfurcht vor sich selbst, die Grundbedingung aller übrigen Ehrfurcht. Jedes Gefühl bewitzelt er, um so höhnischer, je tiefer es ihm zu gehen scheint; und am wenigsten verschont er damit die jüdische Welt, sobald er den geringsten Ansatz zur Verinnerlichung darin zu wittern glaubt. Ungezählte Hebräerwitze bestätigen das mit schmunzelnder Schamlosigkeit. Man sage nicht, da gäbe es Ausnahmen; ich wenigstens traf noch keine und habe doch in meinem Leben eine Menge Juden kennengelernt. Wer je einmal in Berlin das Gebrüder-Herrenfeld-Theater besucht hat und dort das schallende Gelächter hörte, das die überwältigende Mehrheit des Publikums, lauter Juden, der ununterbrochenen Darbietung jüdischer Gewissenlosigkeiten entgegenwieherte, wird ohne weiteres verstehen, warum Riemer, Goethes Freund, sein Urteil über die Juden in die paar Worte zusammenfaßte: „Sie schämen und grämen sich nicht."

Ein so völliges Versagen vor dem eigenen Wert, wie es sich hier an einem ganzen Volk offenbart, ist nur möglich, wenn keine Spur inneren Wertes empfunden wird. Wahren Wert aber, und das Empfinden dafür, verleiht allein die lebendige Seele.

Goethe schildert kurz das jüdische Wesen: „Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches". Also nicht einer, dem das innere Auge über diese Welt hinausreichte! Zwar erwecken viele Juden den Eindruck, als ob das bei ihnen doch der Fall sei, aber es ist nur Gerede, um damit besonders entschieden ein rein

irdisches Bestreben zu verdecken, das Verlangen nach der blinden Vertrauensseligkeit ihrer arischen Umwelt. Wie weit das geht, erkenne man z. B. daran, daß in der deutschen Kant-Gesellschaft Juden die Führung haben, also in einer Gesellschaft, deren Pate das gerade Gegenteil von dem lehrte, was der jüdischen Wesenheit elementar zugehört. Dabei wissen diese sonderbaren Kantianer ganz genau, daß „ihr" Meister über die Judenschaft das böse Wort schrieb:

„Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht unbegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Teil durch einen alten, von dem Staat, darin sie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern diesen ihren Verlust durch die Vorteile der Überlistung des Volkes, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer untereinander ersetzen will."

Mit anderen Worten: Kant tut das jüdische Volk in Bausch und Bogen als eine Nation von Betrügern ab und nennt ihre Religion kurzweg Aberglauben. Ob wohl ein deutscher Gelehrter sich zu einer Gesellschaft drängen würde, die unter dem Zeichen eines Mannes stünde, der das deutsche Volk zu einer Nation von Betrügern und seinen Glauben zu einer Afterreligion gestempelt hätte? Möge jeder die Frage selbst beantworten und dann die Folgerung auf die, sagen wir nur, Nachsicht der Juden, insonderheit ihrer führenden Geister ziehen. Dieser Gipfel aller „Nachsicht" wird nur von der Einfalt des Herrn Professors J. H. v. Kirchmann übertroffen, der das obige Urteil Kants mit der Bemerkung versehen zu müssen glaubt: es „zeigt, wie

sehr auch ein Philosoph in den Vorurteilen seiner Zeit befangen bleibt, und wie wenig er imstande ist, die Gestaltung der sozialen Verhältnisse nur für die nächsten Jahrzehnte vorauszusehen, obgleich, als Kant diese Anthropologie herausgab, bereits die Republik in Frankreich mit allgemeiner Toleranz und bürgerlicher Freiheit eingeführt war". Der Herr Professor v. Kirchmann starb 1884. Schade, daß er die gegenwärtigen Zustände nicht erlebte. Vielleicht würde er Kant Abbitte tun. Ausgeschlossen! Er würde es nicht tun. Denn was so ein richtiger deutscher Professor ist, hat die Verpflichtung, bei seiner Ansicht zu bleiben, und wenn darüber das ganze Volk zugrunde ginge. Man denke nur an unsere Kathederleuchte Fr. W. Foerster. Kurt Eisner hat sie jetzt, nicht ohne Ironie, auf den Schweizer Bundestisch gestellt, und läßt sie dort ruhig weiter qualmen. Sorgsamer kann man unsere Interessen vor dem Ausland unmöglich wahren.

Vierter Abschnitt

Um noch einmal und immer wieder das bis jetzt Wichtigste zu wiederholen: in der Judenreligion fehlt der Glaube an ein übersinnliches Jenseits vollständig. Man hat sogar den fast sicheren Eindruck, als ob aus ihr im Laufe der Zeiten alles, was nur im geringsten an eine körperlose Fortdauer nach dem Tode hätte mahnen können, zielbewußt entfernt worden sei. Und einzig da in der Welt stehen die Juden mit dieser ihrer rein irdisch gerichteten Religion!! Nicht einen Augenblick vergesse man das; es ist ebenso bedeutungsvoll. Denn in dieser Ausnahmestellung liegt der Grund dafür, daß „eine solche Winkelnation", wie die Juden, die größten und glorreichsten Völker überlebte, aber auch weiterhin überleben wird, und

zwar bis ans Ende aller Tage, bis die Erlösungsstunde der Menschheit schlägt. Eher wird das jüdische Volk *nicht* zugrunde gehen. Die Welt erhält sich, wie wir sehen werden, nur durch Weltbejahung. Im jüdischen Volk stellt sich diese total rein, ohne jede Beimischung von Weltverneinung dar. Alle übrigen Völker, die es je gegeben hat und heutzutage gibt, hatten bzw. haben diese Beimischung, gekennzeichnet durch den Jenseitsgedanken, und sei es nur durch eine Spur davon. Schon diese bloße Spur hätte genügt oder würde genügen, der im Judenvolk verkörperten unvermengten Weltbejahung das nötige Gegengewicht zu verleihen. Denn das innere Licht — und der Glaube an die Unsterblichkeit *ist* das innere Licht — braucht, um zu wirken, durchaus nicht immer in hellster Glut zu strahlen; nur da muß es sein, nur nicht ausgelöscht darf es werden, sonst wäre die Menschheit auf ewig an die Erdenwelt verloren. Alles muß aber seine Zeit haben, was nur zu oft übersehen wird. Die Weltverneinung bedarf noch einer langen, um so zu wachsen, daß sie das dauernde Übergewicht über die Weltbejahung bekommt. Gegenwärtig scheint sie wieder auf den Nullpunkt zurückgesunken zu sein: ihr Gegensatz, versinnbildlicht im Judenvolk, triumphiert wie noch nie; es sieht aus, als wäre auf Erden das innere Licht ganz verschwunden. Aber, um schon etwas vorzugreifen, es sieht nur so aus. Die Weltverneinung *kann* nicht untergehen, weil sie zum Wesen der Menschheitsseele gehört, diese aber *unsterblich* ist. Wo Unsterbliches wohnt, muß auch immer wieder die Sehnsucht nach dem Ewigen bzw. die Abkehr von der Zeitlichkeit auftauchen, also immer wieder die Weltverneinung in Erscheinung treten. Und das ist der Sinn der nichtjüdischen Völker: sie sind die *Bewahrer* der Weltverneinung, des Jenseitsgedankens, auch wenn sie ihn noch so kümmerlich bewahren. Deshalb kann das eine

oder das andere von ihnen ruhig zugrunde gehen; das, worauf es ankommt, lebt in den Erben weiter. Wenn aber das Judenvolk unterginge, gäbe es keine Nation mehr, welche die Weltbejahung hochhielte: das Ende aller Zeiten wäre gekommen.

Das wäre aber auch der Fall, schon wenn sich die *zionistische* Idee verwirklichte, d. h. wenn die gesamte Judenschaft sich zu einer staatlichen Einheit zusammenschlösse, sei es in Palästina oder anderswo. Eine solche Einheit der Juden hat es *noch niemals* gegeben; was hier doppelt und dreifach betont werden muß, sintemal es wenig bekannt ist. *Längst vor der Zerstörung des Jerusalemer Tempels* lebte ein gut Teil Juden in der Diaspora, d. h. zerstreut unter die „heidnischen" Völker; wie denn auch jedes Schulkind weiß, daß sie gleich zu Anfang ihrer Geschichte mitten unter den Ägyptern die „Gäste" spielten. Was nachher in Palästina entstand, war alles, nur kein Staatsgebilde, höchstens der Versuch zu einem solchen, wo nicht gar nur die Vorschule zur Ausbeutung bzw. Vernichtung der fremden Völker. Wie ein von jeher vorhandenes, über die weite Erde ausgebreitetes, unsichtbar zusammenhängendes Gewebe von Schleimpilzen (Plasmodium) kommt dem Juden Weininger seine eigene Nation vor; und gerade diese Ausbreitung, bemerkt er sehr richtig (ohne es freilich zu begründen), läge in der *Idee*, im *Wesen* des Judentums. Das wird sofort klar, wenn wir wieder das Judenvolk als die Verkörperung der *Weltbejahung* ins Auge fassen. Ohne diese ist nichts Irdisches denkbar, also auch kein Volk; und deshalb muß der Jude, der allein konsequente und demzufolge allein tragfähige Weltbejaher, überall, wo der übrige Mensch auch nur den geringsten Drang zur Weltüberwindung in sich trägt, als dessen noch immer notwendiges Gegengewicht zu finden sein, weil sonst

jener Drang sofort zur Erfüllung gelangte und damit zwar nicht die Welt erlöste (denn das Judenvolk bliebe noch immer übrig), aber sie auf andere Weise vernichtete, durch das Ausscheiden der seelischen Kraft, ohne die sie ebensowenig bestehen kann. Dies freilich vermag ich erst später zu erläutern. Hier kam es nur darauf an, darzutun, daß die Welt nicht bestehen könnte, wenn die Juden für sich allein lebten, weshalb eine alte Prophezeiung den Untergang der Welt für den Tag verkündet, an dem die Juden den Palästina-Staat gegründet haben würden.

Fünfter Abschnitt

Aus allem geht hervor, daß das Judentum zum Organismus der Menschheit gehört wie, sagen wir schon, bestimmte Bakterien zum menschlichen Leib, und zwar ebenso notwendigerweise wie diese. Unser Körper enthält, wie wir wissen, eine Menge kleiner Lebewesen, ohne die er, trotzdem sie an ihm zehren, zugrunde gehen müßte; und ähnlich bedarf auch die Menschheit des jüdischen Einschlages, um sich bis zur Erfüllung ihrer irdischen Mission lebenskräftig zu erhalten. Mit anderen Worten: die an sich unheilvolle Weltbejahung, die sich im Judentum wie in der Reinkultur darstellt, ist, solange es Menschen gibt, die Bedingung ihres diesseitigen Daseins und von ihnen, als solchen, gar nicht wegzudenken; erst mit der Erlösung der gesamten Menschheit fällt sie in sich zusammen.

Wir müssen also die Juden unter uns schon als notwendiges Übel hinnehmen, wer weiß wie viele Jahrtausende noch. Aber wie unser Leib verkümmerte, wenn jene Bakterien sich über das zuträgliche Maß in ihm entwickelten, so würde auch, um einen kleineren Kreis zu beschreiben, unser Volk

allmählich dem geistigen Siechtum verfallen, wenn ihm der Jude über den Kopf wüchse. Daß dieser, was der Zionismus will oder wenigstens zu wollen vorgibt, uns ganz verließe, wäre ebenso verhängnisvoll, wie daß er uns beherrschte. Die Sendung des deutschen Volkes endigt, das ist meine feste Überzeugung, mit der letzten Stunde der Menschheit, wohin wir aber nie gelangen könnten, wenn uns vorher die Weltbejahung, der Jude unter uns, abhanden käme; weil ohne Weltbejahung kein Dasein möglich ist. Anderseits wieder, wenn uns der Jude dauernd überwucherte, würden wir nie in die Lage kommen, unsere Bestimmung, die in der Erlösung der Welt besteht, zu erfüllen, sondern würden, rund herausgesagt, dem Irrsinn verfallen; denn reine Weltbejahung, als der hemmungslose Wille zum nichtigen Dasein, führt zu keinem anderen Ziel. Buchstäblich auf das Nichts liefe sie hinaus, auf die *Vernichtung* nicht bloß des irdischen Scheines, sondern auch des wahrhaft Seienden, des *Seelischen*. An sich betrachtet, stellt der Jude gar nichts anderes dar, als diesen blinden Willen zur Vernichtung, den Wahnsinn der Menschheit. Es ist bekannt, daß gerade das jüdische Volk besonders stark unter der Geisteskrankheit zu leiden hat; warum, haben wir wohl jetzt herausgefühlt. „Durch Wahn beherrscht", sagt Schopenhauer von ihm.

Vor geraumer Zeit hielt der Jude *Martin Buber* in München einen Vortrag, wobei er namentlich den künftigen Palästinastaat lebhaft behandelte. Sehr lebhaft. Das Wichtigste an seinen Ausführungen war die von ihm mit größter Verbissenheit, also unbedacht gesprochene Andeutung folgenden Sinns: wenn dieser Staat einmal gegründet sei und es sollte sich in ihn *auch nur die leiseste Spur einer überirdischen Richtung* einschleichen, *dann müßte auch er zerstört werden!*

Rückhaltsloser konnte das Geheimnis des Judentums nicht preisgegeben werden. Um die Entseelung der Welt, um nichts anderes, ist es diesem zu tun; sie aber wäre gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung.

Darauf läuft schon jetzt, während die Juden noch unter uns wohnen, alles hinaus, was sie unternehmen, und muß es. Die Entseelung der Menschheit ist ihr Ziel. Deshalb suchen sie jede Form zu zerbrechen, hinter der die lebendige Seele wirkt; weil sie als Erzmaterialisten der irrsinnigen Meinung sind, das von ihnen nur dunkel Geahnte, eben das Seelische, sei auf Tod und Leben mit der Form verknüpft und müßte zugleich mit ihr untergehn. Deshalb sind sie auch samt und sonders Anarchisten, bewußt oder unbewußt; ja, sie können gar nichts anders sein, als Widersacher der Ordnung und des Rechts, weil diese beiden in unvergleichlicher Weise das strahlende Gepräge einer reineren Welt an sich tragen. Himmelstochter nennt Schiller die Ordnung, und auch für die göttliche Herkunft des Rechtes finden sich bei ihm, namentlich aber bei Goethe, ungezählte Belege.

Ohne Ordnung und Recht läßt sich aber kein Staatsgedanke verwirklichen; sie sind die unerläßliche Grundlage dazu. Schon deshalb kann der Jude, ihr Todfeind, einen lebensfähigen Palästinastaat niemals schaffen. Was daraus würde, wäre wiederum das Chaos; denn dieses Wort heißt richtig übersetzt: die unendliche Leere, auf Deutsch, das Nichts.

Weininger kommt auch hier der Wahrheit nahe, aber versagt auch hier kurz vor der vollen Erkenntnis. Zunächst meint er, der (reine) Staatsgedanke sei noch in keiner historischen Form auch nur annähernd verwirklicht worden, was ja auch stimmt, aber nur deshalb, weil es der Menschheit bis jetzt noch an der dazu nötigen Verinnerlichung gefehlt hat;

dann setzt er aber doch hinzu, trotzdem läge in jedem geschichtlichen Versuche zur Staatenbildung etwas, vielleicht nur jenes Minimum vom (reinen) Staatsgedanken, das ein Gebilde über eine bloße Geschäfts- und Machtverbindung erhebe. In den arischen Versuchen zur Staatenbildung liegt das allerdings; nur weiß Weininger nicht, daß dieses Minimum bisher nicht zum Maximum werden konnte, weil bis zum heutigen Tage auch der Arier nicht das entsprechende Maximum von Seelenkraft erreichte. Aber schon das Minimum genügte, um den arischen Staatenbildungen wenigstens eine Zeitlang, oft für Jahrhunderte, zur segensreichen Auswirkung zu verhelfen.

Sechster Abschnitt

„Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet", sagt Goethe. Mit anderen Worten: Seele steckt zwar hinter allem und jedem, aber nicht überall wirkt sie lebendig genug, daß es zum Gefühl für das allein Wahre, nämlich für ihr eigenes göttliches Wesen, käme und dieses dann auch in der Außenwelt liebevoll empfunden würde, wenn es sich dort wie der Abglanz ihrer selbst offenbart. Ohne das Medium der Außenwelt, d. h. der Leiblichkeit, kann eben die Seele nirgends im Diesseits zur Ahnung oder gar zum Bewußtsein ihres göttlichen Wertes kommen, nirgends zu ihrer Idee, der einzigen Idee, die es gibt; weshalb Goethe ebenfalls darauf besteht, daß man dieses Wort nie im Plural gebrauche.

Wenn ein Mann wie Goethe mit einer solchen Selbstverständlichkeit von der Seele spricht, so sollte das, dächte ich, doch etwas zu denken geben. Er tut es ja nicht einmal, son-

dern unzählige Male. Diejenigen, die von der Seele nichts wissen wollen, hätten schon deshalb alle Veranlassung, statt sie glattweg abzuleugnen, erst einmal zu überlegen, wie kläglich ihre Leistungen gemessen an den Goetheschen sind; dann werden sie am Ende doch den Grund, warum sie die Seele nicht gelten lassen wollen, in der Kraftlosigkeit ihrer eigenen entdecken. Doch nein, sie würden es nicht, weil auch zur Erkenntnis bzw. neidlosen Anerkennung fremder Verdienste seelische Kraft gehört, nach dem Gesetz der inneren Wahlverwandtschaft. Damit das Seelenvolle, das Wahre, das Große, das uns von außen gegenübertritt, von uns verstanden, überhaupt nur bemerkt werde, bedarf es der entsprechenden Grundstimmung in uns selbst; was gar nicht bewiesen zu werden braucht, weil die Erfahrung auf Schritt und Tritt es bestätigt.

Nun liegt es aber mit der Gemütsart aller Menschen so, daß jeder seine eigene Meinung für die richtige hält und den größten Unwillen empfindet, wenn eine fremde Meinung ihn zu widerlegen droht. Das artet oft sogar in den grimmigsten Haß aus, je nachdem der innere Abstand ist, der den Betreffenden von der anderen Wesensart scheidet; wobei ich aber betone, daß eine solche maßlose Erbitterung immer nur dort möglich ist, wo die Seele förmlich wie schlaftrunken keinen Halt mehr an sich selber findet und deshalb in die Eitelkeiten der Welt unwiderstehlich hineingerissen wird.

Der bis ins tiefste Mark überzeugte Leugner der Seele ist deren Todfeind, geradezu besessen darauf, jede Spur von ihr auszutilgen. Auch das hat Goethe niedergelegt, und zwar auf unvergleichliche Weise im Urbild aller Seelenlosigkeit, im Mephisto; dort, wo dieser Faustens Leiche mit wutschnaubenden Worten, weil schlimmster Ahnungen voll, von seinen höllischen Trabanten auf die Möglichkeit einer Seele

untersuchen läßt, als der dumme Teufel, der er trotz seiner Schlauheit oder vielmehr gerade ihretwegen ist.

> „Nun, wanstige Schuften mit den Feuerbacken!
> Ihr glüht so recht von Höllenschwefel feist;
> Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
> Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
> Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln,
> Die rupft ihr aus, so ist's ein garst'ger Wurm;
> Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln,
> Dann fort mit ihr im Feuerwirbelsturm!"

Daß Goethe sich auch hier jedes Wort genau überlegt hat, versteht sich wohl von selbst. „Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!" Jeder von uns kennt solche Genicke die Menge, aber nicht jeder weiß, was sie bei Goethe für eine Bedeutung haben. Ich werde noch öfters Gelegenheit finden, die geheimnisvollen Gedankengänge des Mephisto dem Leser zu offenbaren.

Vorerst wollen wir auf dem Boden der allgemeinen Einsicht bleiben. Vergegenwärtigen wir uns einmal einen Mann, der jeden, aber auch jeden Augenblick seines Daseins sozusagen bis in die Fingerspitzen hinein erfüllt wäre von der Gewißheit, daß das irdische Leben (gemessen am überirdischen) so wenig Bedeutung wie das kläglichste Nu hat; so ist das erste, was wir einem solchen Mann von selbst zuerkennen, ein grenzenloser Gleichmut gegen sein leibliches Schicksal, das zweite aber ein stilles Lächeln über diejenigen, die ihre Existenz auf dieses jämmerliche Nu beschränkt glauben und deshalb mit allen Fasern daran hängen. Daß sie ihr ganzes Tun und Denken falsch einstellen, weil sie von den eigentlichen Zusammenhängen ihres Daseins keine Ahnung haben, daß sie also in jeder wesentlichen Frage versagen müssen, ist ihm offenkundig, aber er nimmt es, wie gesagt, nicht tragisch; denn er weiß: nach unendlich kurzer Zeit müssen auch sie, ob sie daran glauben oder nicht, der Er-

lösung im Ewigen teilhaftig werden. Umgekehrt aber muß ein solcher Mann denselben Leuten, die kein anderes als das irdische Leben gelten lassen, ebenfalls als nicht recht bei Trost erscheinen; nur werden sie sich, weil sie von ihm, sagen wir schon, keine Konkurrenz zu befürchten haben, hüten, ihn über seine vermeintliche Torheit aufzuklären, vielmehr sie würden sich hüten, wenn nicht — wohlgemerkt! — die zwingende Eitelkeit ihres angeblichen Besserwissens wäre; denn gerade die Befriedigung dieser Eitelkeit gehört mit zu den größten Genüssen des menschlichen Daseins. Hier sehen wir schon, was es mit der Offenheit des reinen Weltbejahers für eine Bewandtnis hat: nicht die Liebe zur Wahrheit treibt ihn dazu, sondern sein Hochmut. Nur zu gerne würde er den Weltverneiner in seinem, wie er glaubt, unsinnigen Gebaren bestärken, also anlügen; aber so und so oft geht mit ihm das Triumphgefühl durch und nötigt ihm seine Herzensmeinung ab. Hinwiederum verlohnt es sich für den anderen, der auf die irdische Welt keinen Deut gibt, durchaus nicht, in ihr eine Rolle zu spielen; er hat also weder zur Eitelkeit noch zur Lüge einen Grund; seine Rede ist, ohne Hintergedanken: Ja, ja — nein, nein: die einzig mögliche wahre Rede.

Nun gibt es aber einen unbedingten Weltverneiner, einen Menschen, dem das irdische Dasein völlig gleichgültig wäre, überhaupt nicht und hat es nie einen gegeben. Auch der unbedingte Weltbejaher, derjenige Mensch, der keinen Augenblick von dem Gedanken an die ewige Fortdauer bewegt würde, auch er findet sich nirgends; es müßte denn ein Wahnsinn möglich sein, der jedes Nachdenken ausschlösse (was ich nicht glaube). Zwischen Weltverneinung und Weltbejahung pendeln wir alle hin und her; es kommt nur darauf an, wo einer sein Schwergewicht hat. In wem das Gefühl für das Ewige die Sucht nach dem Irdischen überwiegt,

der wird, und sei es auch noch so unmerklich, ganz anders handeln als derjenige, bei dem das Umgekehrte der Fall ist. Selbst wenn er wunder wie sehr in der weltbejahenden Richtung ausschlägt, jenes transzendente Gefühl schwingt mit und beeinflußt auch dort seine Handlung. So kommt es, daß der Arier noch in dem, was wir Verbrechen nennen, unter dem Bild der Unerschrockenheit eine gewisse Weltverachtung nicht verleugnet, während der Jude selbst in seinen erhebendsten Momenten die Rücksicht auf sein irdisches Dasein mehr oder minder versteckt betätigt. Vieles wird dadurch klar, vor allem das verschiedene Verhalten der beiden gegenüber dem Krieg. Wer sich, wie der Arier, als ein Ewiges empfindet, für den hat der Tod seinen Stachel verloren; den können nicht einmal die Schrecken des Krieges aus der Fassung bringen; der geht sogar, wenn die höchste Erkenntnis, die Idee, bei ihm durchbricht, singend in die Schlacht. Das „dulce et decorum est pro patria mori" hat den Juden noch immer zu einer höhnischen Verlegenheitsgrimasse veranlaßt. Gegen das Gesagte spricht durchaus nicht, daß so manche Deutsche unter uns den Krieg wie die Pest verabscheuen und bekämpfen; auch hier kommt es darauf an, wie sie es tun, ob zu ihrem persönlichen Vorteil oder Nachteil. Deutsche Arbeiter z. B. haben sich unter bewußter Gefährdung ihres Lebens oder wenigstens ihrer Freiheit gegen den Krieg zusammengerottet, während ihre jüdischen „Führer" schattengleich zwischen ihnen auftauchen, stets bereit, sich im entscheidenden Augenblick in die Büsche zu schlagen; und wenn dies auch nicht jedem gelang, an der Absicht wird dadurch nichts geändert. Auch ist für diese Art Mitbürger die Gefahr keineswegs so groß, wie für die anderen; denn sie besitzt im Getriebe der Welt einen Einfluß, der sie vor den schlimmsten Folgen ihrer „Kühnheit" wohl zu schützen weiß. Nur ein Exempel: zahllose Anhänger Kerenskis, dar-

unter seine nächsten Gehilfen, wurden ermordet, er selbst aber, der Hauptmacher, verschwand wie vom Erdboden verschluckt. Auch Herr Trotzki, ebenfalls „des Chaos wunderlicher Sohn“, wird sich, wenn nicht alles trügt, zur rechten Zeit empfehlen. Und andere seiner Art desgleichen.

Wie groß der Unterschied zwischen den beiden Richtungen ist, erkennt man am besten aus dem, was ein jüdischer Klassiker, der Prediger Salomo, und aus dem, was ein christlicher Weiser, Blaise Pascal, über den Gegenstand niedergelegt hat. „So gehe hin“, beginnt Salomo, „und iß dein Brot mit Freuden, trink' deinen Wein mit gutem Mut; denn dein Werk gefällt Gott“, und schließt bezeichnend genug mit den trostlosen Worten: „Alles, was dir von Händen kommt zu tun, das tue frisch; denn in der Hölle, da du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft, noch Weisheit.“

Pascal aber sagt (von mir nur ins Drastische übersetzt): „Wenn ein zum Tod Verurteilter, der aber eine leise Hoffnung auf Begnadigung hegen darf, die einzige, ihm noch zur Verfügung stehende Stunde an Lustbarkeiten verschwendet, statt in fiebernder Spannung an die lebenspendende Botschaft zu denken, so ist er schlimmer denn ein Vieh und wert, hingerichtet zu werden.“ Über allem aber leuchtet die erhabene Gebärde: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Siebenter Abschnitt

Wie jammervoll mutet dagegen Spinozas Ethik an: „vivere, agere, suum Esse conservare, ex fundamento proprium utile quaerendi“ oder im Sinn Salomos: Eßt, trinkt! Nach dem Tode gibt's kein Vergnügen!

Und Spinoza ist doch nach der Meinung seines Volkes das Nonplusultra der Weisheit!

Spinoza stellt gewissermaßen den Versuch des Judentums dar, sich zu beruhigen, nicht etwa Erlösung zu finden. Über das Judentum selbst kommt er nicht hinaus, nicht einmal gefühlsmäßig; während Weininger (der übrigens, wie mir scheint, an seiner rein-jüdischen Abstammung zweifelte) häufig erraten läßt, daß es nur mehr eines kleinen Rucks bei ihm bedurft hätte und er wäre nicht bloß theoretisch über dem Berg gewesen. Unwillkürlich stößt ihn denn auch Spinozas Lehre mit ihrem bloßen, sozusagen nur ideal aufsrisierten Nützlichkeitsprinzip wie etwas Trostloses ab. „Spinozas System, in seinem voraussetzungslosen Monismus und Optimismus, in seiner vollkommenen Harmonie, die Goethe so hygienisch empfand (im Sinne der wohltuenden Ablenkung von der Unrast seines eigenen Forschens. D. E.), ist unleugbar keine Philosophie eines Gewaltigen: es ist die Absperrung eines die Idylle suchenden und ihrer doch nicht wirklich fähigen, weil gänzlich humorlosen Unglücklichen."

Über Spinoza müßte man den Spruch (Koheleth 4, 6) schreiben: „Es ist besser, eine Handvoll mit Ruhe, denn beide Fäuste voll mit Mühe und Eitelkeit"; denn darauf läuft seine ganze Philosophie hinaus. Es gibt keine Rätsel; alles wird selbstverständlich, wenn man nur darüber nachdenkt; das Sein ist vollkommen, von einer Entwicklung daher keine Rede — wozu die Aufregung? Also echt jüdisch, der ganze Spinoza, nur, wie schon angedeutet, mit ungewöhnlicher Verstandeskraft, d. h. ohne Herz, ins Arische transponiert. Nach der Überlieferung soll er sich mit der Quälerei von Spinnen befaßt haben; ob wahr oder nicht — mit dem Gemüt stand's schlecht bei ihm.

Weil er eben als ausgesprochener Jude keinen blassen Dunst vom Seelischen hatte. Wer nichts als das Irdische empfindet, der kommt zu ihm in keinen Konflikt, denn es

ist das einzig Gegebene und deshalb überall selbstverständlich. Dieser angeborene Drang des jüdischen Geistes, nirgends ein Geheimnis gelten zu lassen, zwingt ihn oft zu Einfällen, die für unsereinen geradezu in das Gebiet des Blödsinns fallen. Ich will etliche Beispiele anführen.

Nach dem Talmud ist Gott 210 Millionen Meilen lang und hat 80 Millionen Meilen Umfang. Drei Stunden täglich spielt er mit dem Leviathan, dessen Maul einen Fisch von 300 Meilen Länge zu verschlingen vermag. Tanzen tut er auch; zum erstenmal geschah es mit der Eva, nachdem er ihr das Haar geflochten hatte. Seine Weisheit aber bezieht er aus der hohen Schule der — Rabbiner, wohin er jeden Tag zu gehen pflegt. (Auch der Teufel Asmodeus, der „Verderber", stellt sich dort gelegentlich ein, um ebenfalls zu lernen.)

Nach der Berechnung der Rabbiner war Isaak 37 Jahre alt, als Rebekka, seine spätere Frau, geboren wurde. Aber er heiratete erst in seinem 40. Jahre, also — die dreijährige Rebekka. Nicht der geringste Zweifel darüber steigt solchen Köpfen auf; es ist ihnen selbstverständlich. Ohne mit der Wimper zu zucken, schreibt Rabbi Salomon Jarchi nieder: „Sara war 127 Jahre alt, als sie starb, Isaak aber 37 Jahre. Zu derselben Zeit ward Rebekka geboren; und nachdem er drei Jahre auf sie gewartet hatte, bis sie zur ehelichen Beiwohnung tüchtig ward, nahm er sie zum Weibe." Kein Wunder, daß im Schaar kirjath arba gelehrt wird: „Unsere Weisen gesegneten Andenkens sagen, daß eine Frau zur ehelichen Beiwohnung nicht bequem sei, bis daß sie drei Jahre und einen Tag alt ist." Kein Wunder aber auch, daß Christus grollend rief: „Der Buchstabe tötet." Denn was wir soeben lasen, ist „geistiger", ist seelischer Tod.

Den Einwand, nur die Juden von ehedem hätten so gedacht, die heutigen seien längst davon abgekommen, muß ich

ablehnen. Auch der modernste Jude bekommt in der Schule diese Rabbinerkostbarkeiten unerbittlich eingehämmert, gar nicht zu reden davon, daß er überhaupt schon von Haus aus der plattesten Weltanschauung huldigt.

Um zu beweisen, welcher Buchstabengeist auch noch die Juden unserer Tage erfüllt, genügt es wohl, der Anschauungen zu gedenken, die 1897 der von der neuzeitlichen Judenschaft besonders verehrte Talmudforscher Dr. Lippe seiner großen Gemeinde überlieferte; sie sind um so bezeichnender, als sie auch das feindselige Verhältnis des jüdischen zum christlichen Wesen, also gerade zum Inbegriff alles Seelischen, unzweideutig erhärten.

Ursprünglich Arzt, setzte Dr. Lippe sich mit großer Energie für „die heiligen nationalen Traditionen der Juden" ein, wobei er behauptete, gegen diese führten die Christen einen Kampf von einer „noch nie dagewesenen Unverschämtheit". Sein Haus — er selbst vergleicht es mit dem des Moses Mendelssohn — war der geistige Mittelpunkt zahlreicher Juden, die dann als seine Jünger in alle Welt zogen, wie z. B. Dr. Nimirover, Rabbinowici (Paris), Pinin Heinrich (Wien), Braunstein (Bakau, Rumänien). So bewundert wurde er, daß ein Dr. Bursin von ihm sagt, anders wie Faust, der erst im Alter zu den Prinzipien der Wahrheit sich durchgerungen habe, sei Lippe schon in frühester Jugend mit ihnen vertraut gewesen. Die Größe und Bedeutung seines Verehrerkreises berechtigt uns also wohl, in ihm den Vertreter der spezifisch jüdischen Weltanschauung unserer Tage zu erblicken.

Auch ihm ist nun die Weisheit der Rabbiner das höchste Evangelium, ungeachtet der Absurditäten, die er dabei blindlings mit in den Kauf nimmt. Seiner Meinung nach gibt es in Philosophie und Wissenschaft nichts von Bedeutung, was nicht schon von den Rabbinern der ältesten Zeiten klar

erkannt worden wäre. So sei ihnen z. B. die Entdeckung Pasteurs, daß der Körper eines tollwütigen Tieres zugleich mit dem Gift auch das Gegengift enthalte, ganz zu eigen gewesen, denn „sie geboten dem, der von einem tollwütigen Hund gebissen worden war, von dessen — Zwerchfell zu essen"! Des weiteren erklärt Dr. Lippe einen jener Rabbiner schon deshalb zum Vorläufer Darwins, weil er auf die Frage, warum die Neger breite und flache Füße hätten, geantwortet habe, die Neger lebten in Sümpfen, und das sei schuld daran.

So lächerlich uns dergleichen auch vorkommt, es ist charakteristisch für die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Juden alle Dinge zurecht legen. Eine von der unsrigen grundverschiedene Gedankenwelt, wenigstens solange wir uns überhaupt mit Nachdenken beschäftigen.

Wie vieles erscheint uns als Wunder,
Und der Jude behandelt's als Plunder!

Gerade das für uns Wunderbarste, die anima christiana, tut er mit der verächtlichsten Handbewegung ab. Vor dem Wort des Heilands vom Schlag auf die rechte Wange versteigt sich Dr. Lippe zu dem Satz: „Der Evangelist, in dessen Gehirn dieser Unsinn entstanden ist, läßt hier seinen Gottessohn gegen das Gesetz seines Gottvaters sich auflehnen." Das Gesetz, das da lautet: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! (Zwar heißt es in der Thora: „Du sollst nicht rächen, und Zorn nachtragen", aber wohlweislich folgt darauf: „den Söhnen deines Volkes".)

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", alles Irdische nur ein Symbol. Nie wird das der Jude begreifen. Jede Symbolik, die er von anderen Völkern übernahm, zerrann ihm augenblicks zur Anekdote, zum Objekt seines Witzes oder seiner Erbitterung. Und tut es heute noch. Man lese nur, was Dr. Lippe über die Kreuzigung Christi zu sagen

weiß. „1900 Jahre", schreibt er, „sind es ungefähr, als ein römischer Statthalter in Palästina *deutscher* Herkunft, namens Pontius Pilatus, Tausende von Juden hingemordet hat, unter denen auch einer gewesen sein soll, den die arischen Völker spät nach seiner Hinrichtung zum Gott promoviert haben." Gewesen sein „*soll*"! Und zum Gott „*promoviert*"! Wenn das am grünen Holz geschieht, was mag da erst am dürren geschehen!

Mit dem besten Willen kann ich nicht anders, als im Sinn Weiningers dem jüdischen Geist jede Tiefe, d. h. eben seelisches Empfinden absprechen. Auch Spinoza vermag mich da nicht irre zu machen, vielleicht er am wenigsten, so hinreißend er auch logisch zu schließen versteht. Mit der Logik allein ist eben nichts gedient; ohne die Richtschnur des Gefühls führt sie zuletzt weitab von der Wahrheit, weshalb das Mittelalter den Teufel einen „Logiker" nannte und es im „Peer Gynt" heißt: „Zu grelles Licht wirkt oft wie Nacht." *Absoluter Fatalismus* ist das Endresultat der spinozistischen Lehre; am Reich der Freiheit ging sie blindlings vorbei. Ihr fehlt der Glaube an ein überirdisches Sein. Zufrieden gibt sie sich mit dem „Glück" *dieser* Welt.

Deshalb auch der *Pantheismus* Spinozas. Die Welt gleich Gott, während sie nur der *Wiederschein* Gottes, d. h. der göttlichen Seele ist.

Aufsätze und Worte Dietrich Eckarts

Männer![24]

Weniger die Politik verdirbt den Charakter, als der Charakter die Politik. Sie ist in der ganzen Welt eine unreinliche Sache geworden, weil die berufenen und unberufenen Führer der Völker bewußt oder unbewußt schon seit langem nur nach einem streben, nach persönlicher Macht. Dieser Drang zur Befriedigung eitelster Selbstsucht entspringt innerer Schwäche. Wer seelische Kraft in sich fühlt und daher weiß, auf was es ankommt, der weiß auch, daß bloße Macht ein leeres Prunkstück ist, welches wohl eine Zeitlang über die Hohlheit hinwegzutäuschen vermag, aber eines schönen Tages als wertlos verworfen wird.

Machtkitzel führt u. a. zur Parteibildung. Schwächlinge finden sich zusammen, um sich gegenseitig in die Höhe zu bringen und dort zu halten. Aus einem solchen Nazareth kann nichts Gutes kommen, wenigstens nichts von hinreißender Wirkung. Bismarck stand immer allein, an keine Partei gefesselt. Ungeheurer Machtwille loderte in ihm, aber auch ungeheurer Wille zum inneren Wert. Daß sich beide das Gleichgewicht hielten, schuf seine Größe. Nicht Geschäft war seine Politik, sondern Kunst. Nicht Schein, sondern Sein. Schöpfung, nicht Vernichtung. Er selbst ein wesentlicher Mensch, eine Persönlichkeit.

Wesentlich nenne ich den, der im Wesentlichen, d. h. im Seelischen so verankert ist, daß er sich nie ganz an die irdischen Dinge verlieren kann, daß er also auch nicht der Machtgier zum Opfer fällt. Am nächsten dem Seelischen steht der fromme, der ganz und gar verinnerlichte Mensch; aber so lange er das ist, schafft er nicht die politische Tat, kann sie nicht schaffen. Seine Losung heißt Selbstbeschau. Erst wenn er aus sich heraustritt, vermag er etwas

für das Gemeinwohl zu leisten, und zwar um so Wertvolleres, je größer nicht nur die Leidenschaft ist, die ihn erfaßt, sondern auch je rechtzeitiger sie immer wieder von der entsprechenden seelischen Kraft gezügelt wird. Er muß ebenso wuchtig befehlen wie hingebend gehorchen, d. h. auf seine innere Stimme *horchen* können; denn diese allein gibt seinem Handeln die Richtschnur, diese allein läßt ihn auf den Grund der Herzen sehen — die einzige Möglichkeit, der tieferen Zusammenhänge des menschlichen Treibens gewahr zu werden und sich ihrer nutzbringend zu bedienen. Der Tatmensch, dem es an Seele gebricht, ist je nach dem Grad seiner Leidenschaft entweder ein *Schwätzer* oder ein gefährlicher *Narr*, wie erfolgreich er auch den übrigen Schwätzern und Narren erscheinen mag; immer aber ein *Lügner*, weil er den Totenwurm in seinem Werk empfindet, trotzdem aber sich triumphierend gebärdet. Hinter ihm steckt *das schlechte Gewissen*. Er ist der geborene Pfuscher und Verderber, zuletzt der betrogene Betrüger.

Der verinnerlichte Mensch sträubt sich — auch Bismarck tat es zeit seines Lebens — gegen politische Betätigung, gerade als ahnte er, daß zuvörderst in ihr mit die größte Gefahr, nicht etwa für seine Behaglichkeit, sondern für seine seelische Entwicklung lauert. Denn von seinem besseren Wesen ab führt sie ihn auf jeden Fall; *weshalb ein ganzes Volk zur Politik erziehen wollen, der Versuch wäre, es zu verflachen*. Völker, die auf Politik versessen sind, haben als *geistige* Führer der Menschheit ihr Teil dahin, und eines Tages nimmt auch ihr äußerer Glanz ein klägliches Ende. Wer es gut meint mit dem deutschen Volk, der bekämpft die ihm gottlob unnatürliche Neigung zur Politik. In dem Augenblick, da es ihr leidenschaftlich zu frönen begann, hatte es den Rest seines Opfermutes verloren. Als das *wesentlichste* unter allen

Völkern konnte es das plötzliche Fieber am wenigsten ertragen; und nun windet es sich in chaotischen Krämpfen, bis es wieder den inneren Frieden, bis es wieder die alte Würde findet.

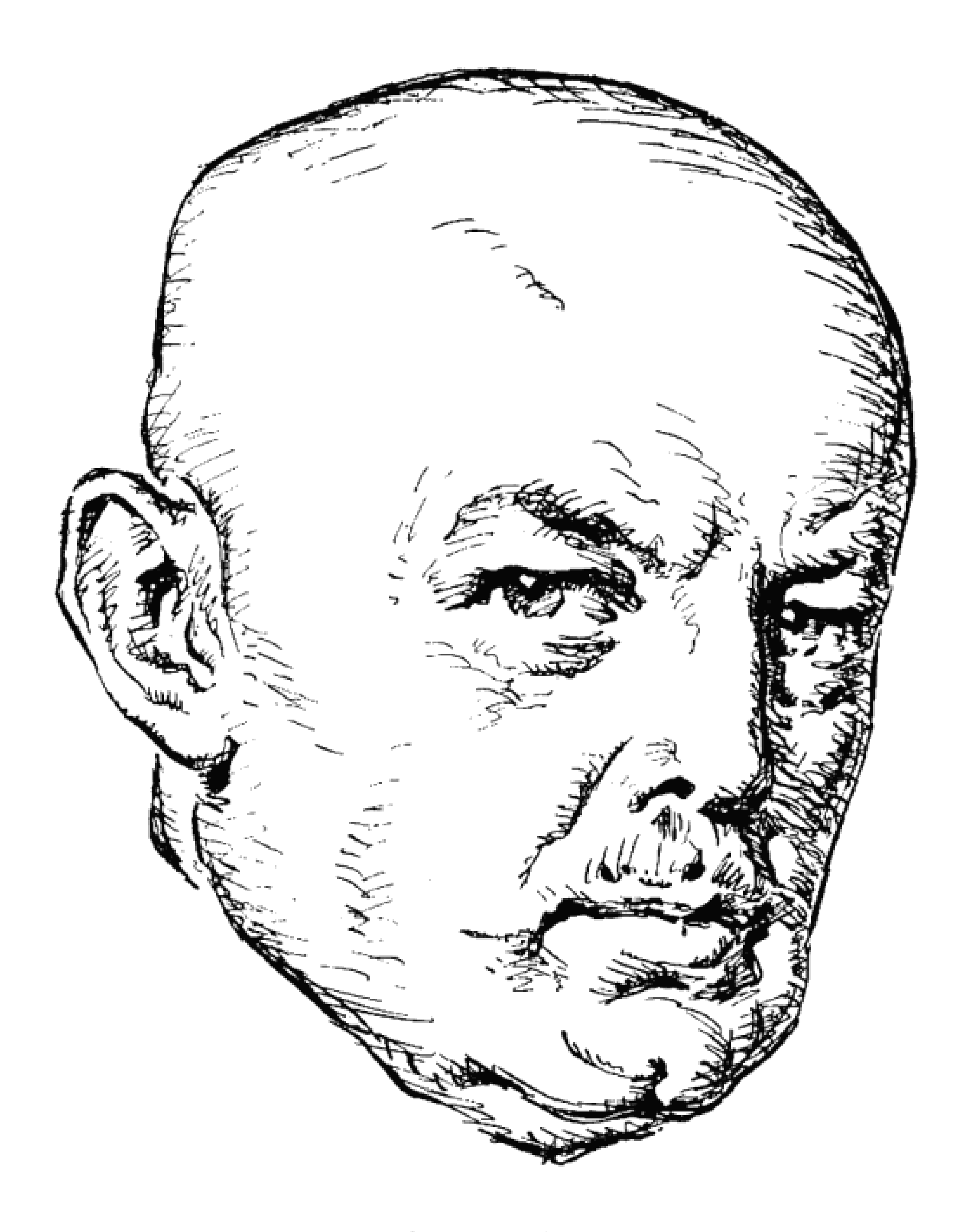
Diesen Genesungsprozeß zu beschleunigen, drängt es wohl jeden Deutschen, der seine fünf Sinne noch halbwegs beisammen hat; mich selbst trieb es aus der Stille des Dichters hinein in den Wirrwarr, ungeachtet meines Wissens um die augenblickliche Übermacht des Stromes. Ob ich Leidenschaft genug dafür aufbringen werde, weiß ich nicht, ich hoffe es aber; jedenfalls glaube ich, die nötige Innenkraft mitzubringen. So mag es denn gehen, wie's will. Im Strudel der Gemeinheit werde ich nicht versinken.

Zur Seite habe ich niemand, auch nicht einen. Wer meinem Streben helfen will, sei willkommen; aber binden kann ich mich nicht an ihn, weder an einen einzelnen, noch gar an eine Partei. Nur Echo für meine Stimme brauche ich, ich brauche Leser. Sonst ist jedes weitere Opfer zwecklos, der Anfang das Ende.

Der große Krumme

Die Parteien rüsten sich zur Nationalversammlung, auf gut Deutsch: sie fangen an, das Volk gründlich zu bearbeiten. So gründlich, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Wie das gemacht wird, weiß man. Durch einen Orkan von Reden, Zeitungsartikeln, Flugblättern. Das kostet Geld. Die Leute müssen doch genau wissen, wer ihre Wohlfahrt am besten vertreten wird, und um ihnen das klar zu machen, bedarf es einer kostspieligen „Agitation". Es scheint nun beinahe, als ob diejenige Partei, die über das meiste Geld verfügt — — ich will nicht weiterfahren, es wäre Unsinn. Denn das Volk kennt seine Männer und geht nur mit solchen, von denen es selbstlose Hilfe erwarten darf. Sonst könnte ihm tatsächlich irgendeine Null oder gar ein Schuft aufgeschwätzt werden. Seit Jahren kennt es diese Männer, die Ebert, Müller-Meiningen, Erzberger, Cohn, Wiemer und zahllose andere. Die paar neuen, die es noch nicht kennt, sind ihm durch die alten empfohlen, und damit steht ihr Wert von vornherein fest. Es fragt sich nur, wodurch das Volk die alten Männer seinerzeit kennengelernt hat. Durch einen Orkan von Reden, Zeitungsartikeln, Flugblättern. Das kostet Geld. Die Leute müssen doch genau wissen, wer ihre Wohlfahrt — — o du lieber Himmel! Da sind wir ja glücklich wieder bei den Moneten.

„Was soll das heißen? Die bekannten Führer haben sich doch im Laufe der Jahre bewährt!" Gewiß, jeder für seine Partei. Aber nicht für das Volk als Ganzes. Sonst müßte dieses anders dastehen, als es jetzt der Fall ist, nicht so zerrissen und bettelhaft, wie es zerrissener und bettelhafter gar nicht mehr gedacht werden kann. „Aber es hat doch das Höchste errungen, was es gibt, die Freiheit!" Ich bitte um Verzeihung. Mir kommt diese Freiheit wie die einer gefan-



Dietrich Eckart 1923
(Gezeichnet von Otto v. Kursell)

genen Löwenfamilie vor: innerhalb des Käfigs können die guten Tiere treiben, was sie wollen, aber den Futtertrog beherrscht die „Entente", und wenn sie zu argen Lärm machen, wird die Verköstigung noch spärlicher. „Wir hätten uns eben auf den Krieg nicht einlassen sollen!" Ach so! „Nun müssen wir den frevelhaften Übermut unserer damaligen Regierung ausbaden." Zugegeben, aber wo blieben um jene Zeit die Parteiführer? Meines Wissens machten sie alle mit, drei oder vier ausgenommen, die aber gerade das betrieben, was jetzt eingetreten ist: die „Verständigung" der Löwenfamilie mit den Menageriebesitzern. „Das wollten sie doch in einem ganz anderen Sinn!" Unzweifelhaft. Nur schade, daß sie sich dann von vornherein irrten, insofern sie keinen blassen Dunst von der Gemütsart eines Menageriebesitzers hatten. Dergleichen Leute mögen vielleicht Meister auf der Maultrommel sein, aber — — Sie verstehen mich. Im übrigen waren sie ja weitaus in der Minderzahl, kaum zu nennen. Die kolossale Mehrheit der Parteiführer machte geschlossen mit, hat sich also, um kurz zu sein, keineswegs bewährt, wenigstens nicht so, wie i ch glaube, daß sich eine Volksvertretung bewähren müßte. „Irren ist verzeihlich." Meinetwegen immer, nur nicht, wenn der Irrtum eine ganze Nation erdrosselt. „Noch ist nichts verloren!" Zum mindesten nichts von der alten Unfähigkeit. Genau dieselben Parteiführer, die damals so herrlich voraussehend mit ins Zeug gingen, stehen noch heute im Vordergrund und sind wieder bestimmt, die Zukunft unseres Volkes zu leiten, im künftigen Nationalparlament. Ich lasse mich hängen, wenn wir da nicht genau die nämlichen Namen treffen werden, soweit sie nicht bereits ein Ministerpalais zieren. Sagt nicht, daß diese Leute damals machtlos gewesen seien. Wenn nicht jeder von ihnen nur sich bzw. den Rückhalt seiner Gruppe im Auge gehabt hätte, wenn sie statt dessen alle nur von der selbstlosen

Liebe zum Ganzen beseelt gewesen wären, dann hätten sie die Macht gehabt, weil, so wahr ich lebe, der echten Treue ein überwältigender Mut entspringt; und auch den nötigen Verstand hätten sie gehabt, weil, beim ewigen Gott, Vernunft und Selbstlosigkeit Hand in Hand gehen, so unzertrennlich wie die siamesischen Brüder!

Man frage doch einmal nach, ob auch nur ein einziger unserer Parteiführer all die langen Jahre her je einmal etwas Ernstliches, etwas Durchdringendes, etwas, das der Mühe wert gewesen wäre, gegen die haarsträubende Wucherwirtschaft im Lande unternommen hat! Über den bloßen Abscheu davor — Worte, nichts als Worte! — ist keiner hinausgekommen, nicht einer, geschweige denn, daß sie sich alle, wie zu einem Sturm vereint, erhoben und jene Ausgeburt einer dämonischen Macht samt dieser hinweggefegt hätten! Die Spatzen pfiffen es von den Dächern, die Steine schrieen es, wie die Dinge standen — unsere Volksvertretung hatte Besseres zu tun, als den Augiasstall zu reinigen, sie riß sich um die Spinnfäden der Partei. Nicht der militärischen Übermacht — das laßt euch endlich einmal gesagt sein! — sind wir unterlegen, sondern vor allem durch den Wucher, nochmals durch den Wucher, und zum dritten Mal durch den Wucher haben wir unsere Kraft verloren! Eine maßlose Erbitterung, ein trostloses Verzagen am Sinn und Zweck des Krieges, die verzweifelte Frage „Wie? Um die Schurken zu bereichern, deshalb sterben wir?" war die allgemeine Folge dieser satanischen Skrupellosigkeit gewesen; und als das Maß bis zum Rande voll stand, genügte schon ein kleiner Tropfen süßen Giftes, um es rettungslos überlaufen zu lassen. Und da wagt man es — — ach, mich ekelt es, zu sagen, wen man alles zu verdächtigen wagt, nur damit das rote Tuch von den wahren Schuldigen ablenke! Hie und da eine offene Stimme, nicht immer eine

ganz lautere, das ist vorderhand alles. So schreibt die Berliner „Freiheit“: „Zweiundzwanzig Dynastien sind gefallen oder klammern sich noch verzweifelnd an den bröckelnden Felsen. Das waren nur die Puppen. Nun müssen die Drahtzieher heran. Das sind die Träger des Kapitalismus, die ungekrönten Könige in Börse und Bureau; die wahren Urheber unseres Unglücks, der verbrecherischen Politik, die den Weltkrieg heraufbeschwor. Das sind die internationalen Feinde des Friedens und des Rechts, die imperialistischen Hetzer, die Sturm säten, um zwischen Leichen Strandgut bergen zu können.“

Strandgut bergen, d. h. sich nicht dabei stören lassen. „Die neue sozialistische Regierung ist von der Empfindung durchdrungen, daß das deutsche Wirtschaftsleben in seiner jetzigen Verfassung der ängstlichen Schonung bedürfe“, verkündet von Berlin aus der Staatssekretär Landsberg unserer Einfalt. Und der bayerische Ministerpräsident zuckt also die Achseln: „Wir sprechen in vollkommener Offenheit aus, daß es unmöglich scheint, in einer Zeit, da die Produktivkräfte des Landes nahezu erschöpft sind, die Industrie in den Besitz der Gesellschaft sofort überzuführen. Man kann nicht sozialisieren, wenn kaum etwas da ist, was zu sozialisieren ist. Ferner scheint es unmöglich, in einem einzelnen nationalen Gebiete der Weltwirtschaft die sozialistische Organisation durchzuführen. Wir glauben also, daß erst nach dem Frieden, wenn der einige Völkerbund der Weltdemokratien sich gebildet hat, durch den entscheidenden Einfluß der in neuer Macht auferstandenen proletarischen Internationale, in gemeinsamer Arbeit der Völker der Erde die unerläßliche Sozialisierung durchgeführt werden kann. Wir halten drei große Probleme sozialer Erneuerung bereit zur schnellen Erledigung: den Großgrundbesitz, die städtische Bodenfrage, das Bildungs- und Erziehungswesen.“

Kein Zweifel, wenn es nach den alten Lieblingswünschen Kurt Eisners und der ihm verwandten Seelen geht, so werden diese Herren den Großgrundbesitz, die städtische Bodenfrage sowie das Bildungs- und Erziehungswesen schnell „erledigt" haben. Einer großen Gefolgschaft sind sie da sicher, denn seit Jahrzehnten werden diese drei Lappen in der Arena hin- und hergeschwenkt, mit dem glücklichsten Resultat. Meinetwegen soll sich das gestachelte Volk daran gütlich tun, nur bringt es damit seinen Peiniger nicht los: die überstaatliche Geldherrschaft, den finanziellen Militarismus!

Es gibt auf Gottes weiter Erde keinen verbrecherischen Geist mehr von solcher Kaltblütigkeit und Lüge, wie er hinter den unsichtbaren Gebietern der Weltwirtschaft steckt. Mit einer Gewissenlosigkeit, die so sehr jeder Beschreibung spottet, daß schon die bloße Ahnung davon bis auf die Knochen frieren ließe, mischen die heimlichen Fürsten des Goldes ihren verderblichen Trank, der die Menschheit toll macht und blind, damit sie das Gute für schlecht, das Schlechte für gut halte und so ihnen diene. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, spielen sie ein Volk gegen das andere aus, jedes betrügend; schaffen sie hier Imperien, dort Republiken, bei uns das Chaos, wie es ihnen paßt! befördern und bekämpfen sie in ein und demselben Land den Bolschewismus, stets darauf bedacht, ein Zuviel der Flut rechtzeitig zu stauen.

> Wir treten und kneten,
> Den arglosen Geist,
> Solange die Schlange
> Die Erde umkreist.

Mit Meuchelmord beginnend — wer wagt es da noch, die Schuldfrage zu stellen! — mußte über die deutschen Stämme der Krieg in seiner fürchterlichsten Gestalt, im Bunde mit einer Welt von Lüge, hereinbrechen, weil in

unserem Volk, und zwar ganz allein in ihm, noch jenes Rechtsgefühl brannte, das den Mächten der Finsternis gefährlich werden konnte. Jetzt sind auch wir verblendet genug, um unsere herrliche Vergangenheit zu schmähen, und gierig genug, um unsere Seele zu verkaufen.

Wer von all dem keinen Dunst hat, der soll zwischen seinen vier Wänden den Narren abgeben — das Recht, uns zu führen, hat er verwirkt. Kein Wort mehr wollen wir hören von „ängstlicher Schonung" des deutschen Wirtschaftslebens, keines mehr davon, daß man nicht sozialisieren könne, weil kaum etwas da sei, was zu sozialisieren wäre. Es ist etwas da, und das muß dem Volk uneingeschränkt nutzbar gemacht werden; und wenn ihr wirklich den Wald vor lauter Krüppelzeug nicht seht, so muß man euch mit den Nasen darauf stoßen, damit ihr wohl oder übel erkennt, wie wir zu unserem Brennholz kommen — durch die Verstaatlichung des gesamten Kredites!

Damit wäre die Macht des „großen Krummen" gebrochen, wenigstens hierzulande. Polypenartig saugen seine vielen Banken die Milliarden unserer Sparer auf und mästen ihn damit zu immer stärkerem Einfluß. Geht hin und legt eure Notgroschen an, was bekommt ihr an Zinsen dafür? Einen Pappenstiel! Dem „großen Krummen" aber tragen sie hundertfältige Frucht. Schaltet ihn aus, setzt den Staat an seine Stelle, und euch wird doppelter Lohn: dadurch, daß sich euer Geld besser verzinst, und dadurch, daß der Staat noch immer genug verdient, um seine Schulden bezahlen und euch so entlasten zu können. Sogar dreifacher Lohn! Denn dann ist es auch aus mit der himmelschreienden Steuerhinterziehung! Spielend leicht ließe sich das machen, ohne Ausartung in den phantastischen, zur allgemeinen Verwahrlosung führenden Bolschewismus auf völlig gesetzliche Weise.

Worte Eckarts[25]

Wie nie zuvor ist das Ringen im Gang. Ich sage es offen: man muß selbst in allen Listen und Tücken beschlagen sein, wenn man nicht denen des Gegners unterliegen soll. Nur so ist man imstande, ihn zu ertappen. Viel Böses muß man in sich haben, um das Böse „da draußen" zu durchschauen. Aber wer sich in stillen Stunden dessen nicht schämte, der hätte noch nicht einmal auf die bloße Existenz das Recht, geschweige denn auf siegreiche Rettung. Faust leidet unter seinem Charakter, Mephisto nie.

*

Wohin es führt, wenn das deutsche Volk über der unmäßigen Sorge um die äußere Freiheit seiner inneren Freiheit untreu wird, sehen wir jetzt. Die ihm angeborehe große Arglosigkeit schlug in das fürchterlichste Mißtrauen um; sein guter Geist hat versagt, sein schlechter ist obenan, verkörpert in seinen derzeitigen Führern.

*

Beim Licht betrachtet, ist das Böse überhaupt nur die Kehrseite des Guten; und wer in bösen Zeiten nicht die Kraft zum Bösen hat, der hat sie auch nicht zum Guten in guten Zeiten. Gleiches wird nur von Gleichem überwunden, weil es vom anders Gearteten überhaupt nicht bemerkt wird und deshalb von ihm gar nicht bekämpft werden kann. An sich selbst muß das Böse zugrundegehen! Das Böse außer uns an dem Bösen in uns, und dieses wieder an jenem!

*

Zu der wichtigsten Frage, deren Beantwortung durch eine Autorität wie die des Papstes der Menschheit unendliche

Dienste geleistet hätte, zu der Frage, wer die eigentliche Ursache des Krieges gewesen sei, hat er weder „ja" noch „nein" gesagt. Er konnte das nicht wissen? Seltsam! Was Lloyd George wußte, und Northcliffe wußte, und der billige Jakob auf der Auer Dult wußte, das wußte der Papst nicht? Sagt doch ruhig: er mußte neutral bleiben. Oder sagt es lieber nicht. Denn alles läßt sich vorstellen, nur kein „neutraler" Stellvertreter Gottes auf Erden.

*

Dieser Krieg war ein Religionskrieg, damit man endlich klar sehe! Ein Krieg zwischen Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Christ und Antichrist! „Hie Hindenburg, hie Northcliffe!" hieß die Losung, um die beiden Prinzipien in ihren Spitzen zu kennzeichnen.

*

Wenn das Licht mit der Finsternis zusammenprallt, gibt es kein Paktieren! Da gibt es nur Kampf auf Leben und Tod, bis zur Vernichtung des einen oder anderen Teils. Und deshalb ist der Weltkrieg nur scheinbar zu Ende; ja, wir stehen jetzt ärger darin, als je zuvor, trotzdem die Waffen ruhen.

*

Das ist es ja eben: der Menge, die im tiefsten Kern das Gute will und durchschnittlich — es muß einmal offen gesagt werden — unverhältnismäßig mehr Ideale besitzt als das sogenannte Bürgertum, fehlt es bloß an der richtigen Aufklärung; und so, in ihrem unbefriedigten Hunger nach Wahrheit, unterliegt sie dem sinnverwirrenden Wortschwall ihrer verkappten Erzfeinde. Die Schuld daran tragen wir, trägt unsere Faulheit oder, damit es besser klingt, unsere behagliche „Ruhe in Gott". Manchmal überfällt mich eine

grenzenlose Wut über meinesgleichen, so daß ich auch schon einmal ein Gedicht machen wollte, das so begann:

> Glaubt nicht, ihr Narren — ihr, verehrte Bürger,
> Ihr seid gemeint, nicht die im Tollhaus wohnen!
> Glaubt nicht, der Tod, für Tausende der Würger,
> Er wäre willens, euch allein zu schonen,
> Und wenn er je einmal geschlichen käme
> (Nach zwanzig Jahren, kann auch später sein),
> Daß er euch dann gelind beim Fittig nähme,
> Direkt ins Himmelreich hinein ...,

sondern der Tod hat etwas ganz anderes mit euch vor; denkt nur ein bißchen nach, z. B. über die Seelenwanderung, über das Gewürm unten auf dem Meeresgrund, das nie die Sonne sieht; horcht auf das Winseln eurer Hunde usw. — Die Verse aber sollten schließen:

> Und eher holt kein Gott euch in den Himmel,
> So lang's noch Enkel gibt, so feig wie ihr!

*

Gutes zu früh gewollt, schlägt in sein Gegenteil um und wird Schlechtes. Roms Ideale, zu hitzig verfolgt, sind für eine ganze Weile der Verweltlichung gewichen. Luther bedeutet den ersten gewaltigen Versuch, das Rad wieder zurückzudrehen; der zweite ist jetzt am Werk, er heißt — das deutsche Chaos.

*

Genie sein heißt Seele betätigen, heißt zum Göttlichen streben, heißt dem Gemeinen entrinnen; und wenn das auch nie ganz gelingt, für das gerade Gegenteil des Guten bleibt doch kein Spielraum mehr. Das hindert nicht, daß der geniale Mensch die Erbärmlichkeiten des Daseins in allen Formen und Farben zeigt, als großer Künstler, der er dann ist; aber das tut er betrachtend, nicht selbst mitgehend, sine ira et studio, unbeteiligten Herzens. Diese erhabene Kühle gegenüber dem zu behandelnden

Gegenstand besitzt Goethe, während man z. B. bei Shakespeare schon ein gewisses Behagen am „Erdenrest" (siehe Falstaff) feststellen kann. Im Genie Goethes erreicht denn auch das deutsche Wesen mit seiner besonderen Art, die Dinge *unbefangen*, d. h. ohne von ihnen befangen zu sein, also nur um ihrer selbst willen anzusehen, den Höhepunkt. Das Ideal aber in dieser, wie überhaupt in jeder Beziehung ist Christus; das eine Wort „Ihr richtet nach dem Fleisch, ich richte niemand" offenbart die göttlichste Freiheit vom Einfluß des Sinnlichen, die Überwindung der irdischen Welt sogar ohne das Medium der Kunst.

Am entgegengesetzten Ende aber steht Heine mitsamt seiner Rasse, also auch meilenweit von Goethe und dem echten Deutschtum entfernt. Hier gipfelt alles, statt in reiner Betrachtung, im Willen nach außen, im Zweck, die Welt sich gefügig zu machen; und je mehr dies mißlingt, desto haßerfüllter das Werk, mit dem das Ziel erreicht werden soll, desto listiger und verlogener aber auch jeder neue Versuch, ans Ziel zu gelangen. Vom wahren Genie keine Spur, gerade das Gegenteil seiner Männlichkeit, und nur durch den gleißenden Schein ein blendender Anblick.

*

Damit ja kein Zweifel über meine Gesinnung besteht: wer von uns Deutschen noch heutzutage Freimaurer ist, gehört in die Kategorie entweder derer, die nicht alle werden, oder derer, die diejenigen, die nicht alle werden, an der Nase herumführen. Eine andere Wahl gibt es nicht. Dolche müßte man reden können, um dieser unterirdischen Gesellschaft zu zeigen, wo Barthel den Most holt.

*

Goethe meint, *zwischen* zwei Welten leben sei das Richtige. Zwischen der irdischen und der himmlischen Welt.

Nicht zu nah dem Bösen, aber sich auch vor dem Übermaß des Guten hüten. Denn jenes führt zu Bestialität; dieses aber würde uns bald dahin bringen, daß wir auf jedes Tun im Leben verzichteten, also auch für die Allgemeinheit nichts mehr leisteten. Vorderhand kommt es eben noch auf die Tat an. Vorderhand.

Zwischen den beiden Welten lebt, wie ich ihn zu kennen glaube, der echte Deutsche. Er sucht deshalb sehr wohl Verbindungen anzuknüpfen, die ihm dazu dienlich sein können, daß er sich im Leben behaupte; aber darüber vergißt er nicht sein Ewiges, strebt also nach irdischem Vorteil nur insoweit, als er ihn zur Verwirklichung der deutschen Tat unbedingt nötig hat.

*

Gemeinsam kämpfen mit den Völkischen alle Länder gegen den Judas Ischariot, nicht minder aber auch gegen diejenigen im eigenen Land, die immer nur große Sprüche reißen, immer nur reden und reden, doch nie etwas gegen die jüdische Pest unternehmen, sei es, weil ihnen Gold oder Macht kitzelt, sei es, weil ihnen die Vorsicht oder der Glaube, es hintenherum und allmählich machen zu können, Hand und Zunge entnerven. Ob diese oder jene Sorte, es ist ein und dasselbe Pack, ein und dasselbe Verräterpack! Wer ein tief im Leib sitzendes Geschwür, statt es resolut aufzuschneiden, feige mit warmen vertuschenden Umschlägen behandelt, so daß es sich unbedingt nach innen aufs Leben schlagen muß, macht sich ebenso schuldig, wie der, welcher den Kranken mit Gift aus der Welt bringt. Guter Wille entschuldigt nicht. Auch der Kurpfuscher beruft sich auf ihn, während er sich sagen mußte, daß er mit seinen jämmerlichen Fähigkeiten und Kenntnissen am Bett eines Schwerkranken eine geradezu verbrecherische Frechheit verrät. Kein richtiger Arzt aufzutreiben? Quatsch nicht, Krause! Du bleibst ja

doch bloß, weil du irgendeinen Vorteil davon hast. Die Redensarten von der Pflicht, von der schweren Bürde seines Amtes usw., dieser Speck ist zu ranzig. Sage, was los ist und geh'! Gott hilft nur da, wo er Mut sieht.

Wir aber wollen jedem, der nicht in der Judenfrage kurzerhand vom Leder zieht, verächtlich die Gefolgschaft verweigern, jedem Minister, jedem Parteiführer. An den Pranger gehören sie alle, und all' das von Rechts wegen. Wenn sie nur einen Tag mit der Sprache herausrückten, nur die eine Stunde, die sie dann vielleicht noch Zeit hätten, es zu tun, der Bann wäre gebrochen: Das betörte Volk hätte unter der weithin schallenden Stimme aufgehorcht und ließe sich dann nimmermehr einschläfern. Wartet es doch schon so lange auf das befreiende Wort!

*

Sogar der jüdische Wissenschaftliche entschlägt sich jetzt aller Vorsicht: ohne mit der Wimper zu zucken, bekennt er, wie z. B. Jakob Klatzkin in seinen „Problemen des modernen Judentums": „Die jüdische Religion kennt keine Metaphysik".

Man mache sich das klar, was das heißt: eine Religion, die den Blick nicht über die Zeitlichkeit hinauslenkt! Die sich nicht um das Wesen des Göttlichen, die sich nicht um die Seele kümmert! Eine Religion!

„Unsere Bibel", schreibt Klatzkin, „ist teils Chronik, teils Kodex. Wo ist die metaphysische Begründung? ‚Ich bin Jehovah dein Gott' usw. ist die einzige kurze Einleitung, auf die gleich die trockenen Vorschriften folgen: ‚Du sollst', ‚Du sollst nicht'. Wo ist die theoretische Grundlegung? Das Gesetz ist das Primat. Unsere Religion hat es abgelehnt, nach dem Grund der Verordnungen zu fragen. Sie hat Gebote und Verbote, Normen, aber keine Lehrgrundsätze, keine Dogmen."

Gebote, Verbote — aus. Und das heißt sich Religion! Von einer solchen unsäglichen Herzensarmut behauptet Klatzkin: „Das Judentum kann nie aufhören, weil es seinem Wesen nach international, universal ist, d. h. ein allgemein menschliches Kulturideal. Wir verkünden es mit Stolz: die Ideen des Judentums dringen immer mehr in der sittlichen Kultur durch und erobern die Menschheit — und merken nicht, daß wir damit sagen: Die Ideen des Judentums treten immer mehr aus der Sphäre des Nationalen heraus und werden Gemeingut der sittlichen Menschheit. Jede dieser Eroberungen schmälert unsern nationalen Besitz."

Um die ganze Anmaßung dieses Satzes zu erfassen, müssen wir ihn uns nach Schopenhauers Leitfaden übersetzt denken. Dann haben wir das Gefühl, als hätte ein Iltis oder eine Krähe oder ein Hecht gesprochen: „Unsere Tierheit kann nie aufhören, weil es ein universales Kulturideal ist. Wir verkünden es mit Stolz: Die Ideen der Tierheit dringen immer mehr in der Kultur der Menschheit durch und erobern diese — und merken nicht, daß wir damit sagen: die Ideen der Tierheit treten immer mehr aus der Sphäre des Tierisch-Nationalen heraus und werden Gemeingut der Menschheit. Jede dieser Eroberungen schmälert unseren Besitz."

*

Gleich und gleich gesellt sich gern. Die Übereinstimmung des Seelischen zieht die Menschen zueinander. Einen Freund z. B. bekommt man nicht; man hat ihn bereits, ehe man ihn kennen lernt. Man hat nämlich dieselbe Wesensart, wie er. Nur dann bildet sich echte Freundschaft, überhaupt die große Neigung. Zerwürfnisse unterdrücken sie wohl, heben sie aber nicht auf. Los kommt niemand mehr vom Gegenstand seiner wahren Liebe.

Nicht bloß zu Menschen, auch zu Ideen drängt es uns hin, auf ähnliche Weise. Keine Idee, in der wir mit Leib und Seele aufgingen, wenn sie nicht von Haus aus in uns selber läge. Man wird nicht Sozialdemokrat, man ist es schon immer gewesen. Schon im Kind verrät sich die künftige Proletariergesinnung, und wäre es zehnmal feudaler Geburt.

*

„Sie müssen jeden Tag einen Spaziergang bis Pullach[26] machen", hörte ich unlängst einen Arzt zu einem Kranken sagen, und ich wunderte mich darüber, weil ich wußte, daß der betreffende Patient, seiner Trägheit halber, den weiten Weg niemals gehen würde. „Das weiß ich auch," entgegnete der Arzt, „aber wenn ich ihn bloß bis Thalkirchen schicke, so läuft er mir nur bis Sendling, während er so wenigstens bis Thalkirchen kommt."

Aus demselben Grund, scheint mir, hat Christus uns kranken Menschen das Ziel so weit hinausverlegt, mit anderen Worten, ein so unerreichbares Ideal vor Augen gestellt. Unsere träge Menschlichkeit läßt uns niemals ganz zur Erfüllung der strengen Forderungen Christi gelangen; aber wären sie milder gehalten, würden wir nicht einmal die milden beherzigen.

*

In dem Augenblick, wo, nach langem Studium, das Genie das Tor der Erkenntnis den Menschen öffnen zu können scheint, muß es fort von der Welt und ein anderes hat wieder den gleichen fruchtlosen Weg zu gehen. Woran liegt das? An jenem „scheint".

Anmerkungen

(Abkürzungen: Vb. = „Völkischer Beobachter"; Agd. = „Auf gut deutsch".)

[1] Ein Spottname für Lorenzo; bedeutet so viel wie: „Der Schuft Lorenzo". — [2] Vb., N. 64, 1921. — [3] Agd. 3, 4, 1921. — [4] Vb. 70/73, 1921. — [5] Dieses Gedicht sowie etwa noch 10 andere, auf Liebe und Heimatsehnsucht abgestimmt, sind dem Gedichtband „In der Ferne" entnommen. Er enthält Gedichte aus den zwanziger Jahren Eckarts. — [6] Geschrieben im Juni 1923 im sog. „Göllhäusl" während der Verfolgung. — [7] Während des Krieges wurde der Isenheimer Altar in München in der Alten Pinakothek aufgestellt. Die Franzosen forderten ihn nach dem „Friedens"-abschluß zurück nach Kolmar. — [8] Dies Gedicht erschien in Agd. anläßlich des Einzuges der bayerischen Truppen nach dem „Waffenstillstand" in München durch das Siegestor. — [9] Verlassen und verraten von seinen „verantwortlichen Ratgebern" floh König Ludwig III. von Bayern nach der Novemberrevolte ins Ausland, wo er starb. Als er in München beerdigt wurde, schworen die, die ihn verlassen hatten, an seinem Grabe dem Hause Wittelsbach „ewige Treue". Vb. N. 80 v. 22. Okt. 1921.

[10] Veröffentlicht in „Bühne und Brettl", N. 16, 1903. — [11] Aus dem „Erbgraf". — [12] Aus dem „Froschkönig". — [13] Aus „Tannhäuser auf Urlaub". — [14] Gehört zu den in Berchtesgaden gedichteten Sprüchen. — [15] Nachstehende Sprüche aus Agd. und während des Jahres 1923 notiert. — [16] Geschrieben während der Tagung der sog. Nationalversammlung in Weimar 1919, auf der die Unterwerfung unter das Diktat von Versailles vom Marxismus, Zentrum und der Demokratie beschlossen wurde. — [17] Scheidemann und Genossen forderten 1919 einen Staatsgerichtshof gegen die „Kriegsverlängerer". Ein „Ausschuß" unter den Juden Oscar Cohn, Sinzheimer usw. trat zusammen und lud u. a. auch Hindenburg und Ludendorff vor. Die Antworten, die er erhielt, nahmen ihm die Lust, weiterzuforschen. — [18] Das Versailler Diktat verpflichtete Deutschland zur Auslieferung der Kriegsgefangenen der Ententestaaten, ohne auch die Deutschen in Feindesland freizubekommen. Der „bayerische Ministerpräsident" Eisner erklärte hierzu, wir, als die „Kriegsschuldigen", hätten auch gar kein Recht, die deutschen Kriegsgefangenen heimzufordern. — [19] Pius Dirr, demo-

kratischer Landtagsabgeordneter in Bayern. Im Jahre 1923 begann es mit der D. D. P. abwärts zu gehen. Eglfing ist eine Irrenanstalt bei München. Das Gedicht wurde veröffentlicht im Vb. Nr. 75 vom 24. April 1923. Eine Anzahl Eckartscher Gedichte in bayerischer Mundart richteten sich gegen den Marxistenführer Erhard Auer u. a.

[20] Die Verse sind einer großen Anzahl von Zeichnungen der ungarisch-jüdischen Räteführer beigegeben. Die inhaltlichen Angaben entsprechen den Zeugenaussagen nach Niederwerfung der bolschewistischen Revolte. Siehe Agd. Heft 9/10, 1920. — [21] Veröffentlicht im Vb. N. 72 vom 20. April 1923. Das folgende Gedicht erschien bei der Vergrößerung des Vb. am 29. August 1923. — [22] Die „Einführung" ist 1919 als Sonderdruck erschienen. — [23] Diese Aufsatzreihe erschien fortlaufend in der ersten Hälfte des Jahrgangs 1919 von Agd. Sie ist unvollendet. — [24] Heft 1 von Agd. — [25] Die „Worte" sind den vielen Aufsätzen in Agd., Jahrgang 1919, entnommen. — [26] Pullach, ein entfernterer, Thalkirchen, ein näherer Vorort von München.

Schriften Dietrich Eckarts

In der Ferne, Gedichte (1893).

Der kleine Zacharias, Lustspiel in 5 Aufzügen.

Der Erbgraf, Schauspiel in 3 Aufzügen (1907).

Tannhäuser auf Urlaub, ein Sommermärchen (1895).

Ein Kerl, der spekuliert, Lustspiel in 3 Aufzügen.

Der Froschkönig, romantische Komödie in 3 Aufzügen (1904).

Familienväter, tragische Komödie in 3 Aufzügen (1904).

Heinrich VI., deutsche Historie in vier Vorgängen (1914).

Ibsens „Peer Gynt“, in freier Übertragung für die deutsche Bühne eingerichtet (1914).

Lorenzaccio, Tragödie in 5 Aufzügen (1918).

Ibsen, Peer Gynt, der große Krumme und ich (1914).

Nochmals vor der Höhle des großen Krummen (1915).

Einführung in Ibsens Peer Gynt (1918).

*

Das ist der Jude! Laienpredigt über Juden- und Christentum (1920).

Der Bolschewismus von seinen Anfängen bis Lenin (1923). M. —.70.

„Auf gut deutsch“, Wochenschrift für Ordnung und Recht (geb. Jahrgang (1919).